BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ausgewählte

Novellen, Erzählungen, Schauspiele und Gedichte

von

Friedrich Baron de La Motte Fouqué.

Erster Theil.

Halle,

C. A. Schwetschke und Sohn.

1841.

P. o. germ. 385 k

Ausgewählte Werke

von

Friedrich Baron de La Motte Fouqué.

Ausgabe letzter Hand.

Neunter Band.

Novellen, Erzählungen,
Schauspiele und Gedichte.

Erster Theil.

Halle,
C. A. Schwetschke und Sohn.
1841.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die

beiden Hauptleute.

Erstes Kapitel.

Ein milder Abend stieg aus den Seefluthen an dem Gestade von Malaga herauf, die Guitarren vieler heitern Sänger in den Hafenschiffen sowohl, als in den städtischen Häusern und zierlichen Gartenwohnungen erweckend. Wetteifernd mit den Stimmen der Vögel, begrüßte jenes melodische Geschwirre die erquickende Kühle, und schwebte, zugleich mit dem frischen Nebelgedüft aus Wasser und Wiesen, über der paradiesischen Gegend. Einige Haufen Fußvolk, die am Strande lagen, und dort, um mit dem frühesten Morgen zum Einschiffen fertig zu sein, die Nacht verbringen wollten, vergaßen vor den Reizen der anmuthigen Abendzeit, daß sie diese letzten Stunden auf europischem Boden noch recht behaglich dem sichern Schlafe hinzugeben gemeint hatten; sie fingen an, Soldatenlieder zu singen, einander die mit feurigem Xereswein gefüllten Feldflaschen zuzutrinken, und den großmächtigen Kaiser Karl den Fünften leben zu lassen, welcher jetzt eben

belagernd vor dem Seeräuberneste Tunis lag, und dem sie zur Unterstützung nachzuschiffen bestimmt waren. — Das vergnügte Kriegsvolk war nicht allzumal eines Stammes. Nur zwei Fähnlein desselben bestanden aus Spaniern; das dritte bildeten lauter deutsche Landsknechte, und es hatte wohl hin und her unter den verschiedenen Kampfgenossen wegen Verschiedenheit der Sitten und Sprache Neckereien gesetzt. Nun aber zog die Gemeinschaft der nahen Seereise und rühmlichen Gefahr, zusammt der gleichen Erquickung, welche der linde, südliche Abend durch alle Seelen und Leiber ergoß, das Band der Kameradschaft in völliger, ungestörter Eintracht zusammen. Die Deutschen versuchten castilisch zu reden, die Hispanier, deutsch, ohne daß es Jemandem eingefallen wäre, von den vorkommenden Sprachfehlern und Verwirrungen Aufhebens zu machen. Man half sich gegenseitig ein, nichts andres beachtend, als den guten Willen des Gefährten dem Gefährten in dessen eigener Sprache näher zu kommen.

Etwas entfernt von dem lustigen Getümmel hatte sich ein junger deutscher Hauptmann, Herr Heimbert von Waldhausen genannt, unter einem Korkbaume niedergelassen, mit angestrengten Blicken nach den Sternbildern hinauf sehend, und auf diese Weise dem frischen, lustigen Gesellschaftssinne, den seine Kameraden sonst an ihm kannten und liebten, wie ganz entfremdet geworden. Da machte sich der spanische Hauptmann Don Fadrique Mendez zu ihm, Jüngling, wie er, aller Waffenübungen gewandter Freund wie er, aber gewöhnlich eben so strengen und nachdenklichen

Sitten, als Heimbert freudigen und milden ergeben. — „Verzeiht, Señor," hub der feierliche Spanier an, „wenn ich Euch in Euren Betrachtungen störe. Da ich Euch aber als einen gar muthigen Kämpfer und höchst getreuen Waffenbruder in manchen heißen Stunden zu erkennen öfters die Ehre gehabt habe, mögte ich wohl vor allen Andern Euch gern um einen Ritterdienst ersuchen, wenn es mit Euren eignen Entwürfen und Vorsätzen für diese Nacht bestehen kann." — „Lieber Herr," entgegnete der freundliche Heimbert, „ich habe wohl allerdings vor Sonnenaufgang noch Wichtiges zu schaffen, aber bis Mitternacht bin ich vollkommen frei, und Euch zu jeder waffenbrüderlichen Hülfe bereit." — „Das genügt," sagte Fadrique, „denn um Mitternacht müssen die Töne schon längst verklungen sein, mit denen ich von dem Theuersten, was ich vordem in dieser meiner Vaterstadt kannte, Abschied zu nehmen gedenke. Damit ihr aber von der ganzen Angelegenheit so unterrichtet sein möget, wie es einem edlen Genossen zukommt, so höret mich auf einige Augenblicke achtsam an."

„Geraume Zeit, bevor ich Malaga verließ, um in unsers großen Kaisers Heeren die Glorie seiner Waffen durch Italien ausbreiten zu helfen, diente ich nach der Weise junger Ritter einem schönen Fräulein dieser Stadt, welches Lucila geheißen ist. Sie stand damals noch kaum an der Gränze, wo sich die Kindheit von der erwachsenen Jungfräulichkeit absondert, und so wie ich — ein nur eben waffenfähig gewordner Knabe, — meine Huldigungen in freundlich kindischem Sinne dar-

brachte, wurden sie von meiner jungen Herrin gleichfalls auf freundlich kindische Weise empfangen. Ich zog endlich darüber nach Italien, und wie Ihr wohl, da wir seitdem Genossen wurden, selbsten wißt, durch manch ein heißes Gefecht, und durch manch eine zauberisch lockende Gegend jenes erquicklichen Landes. Unter allen den Verwandlungen hielt ich meiner zarten Gebieterin Bildniß unwandelbar in mir fest, und setzte meine ehrerbietigen Dienstleistungen gegen dasselbe zu keiner Stunde aus, ob ich es zwar gegen Euch nicht verschweigen kann, daß ich mehr damit dem Worte, welches ich bei meiner Abreise verpfändet hatte, Genüge that, als irgend einem treibenden und sogar unmäßig glühenden Gefühle meines Herzens. Als wir nun endlich aus so mannigfach fremden Landen vor einigen Wochen wieder in meine Vaterstadt einrückten, fand ich meine Herrin an einen vornehmen und reichen Ritter dieses Ortes verheirathet. Heißer, als bisher die Liebe, spornte mich nun die Eifersucht — dieses beinahe allmächtige Kind des Himmels und der Höllen — an, Lucilen auf allen Schritten und Tritten nachzugehen: von ihrer Wohnung nach der Kirche, von dort bis vor die Thür irgend einer Freundin, von dort wieder bis an ihre Heimath oder in einen edlen Cirkel von Damen und Rittern, und so unermüdet überall hin, so weit es sich irgend nur thun ließ. Als ich mir aber endlich die Ueberzeugung verschaffte, es diene ihr kein andrer junger Ritter, und sie gehöre mit ganzem Gemüthe einzig nur dem ihr von den Aeltern erkorenen, nicht aber selbst ersehnten, Ehemanne an, gab

ich mich vollkommen zufrieden, und würde auch Euch in diesem Augenblicke nicht beschwerlich fallen, nur daß Lucila mir vorgestern nahe trat, mir ins Ohr flüsternd, ich solle ihren Herrn nicht reizen, denn er sei sehr zornig und kühn; ihr zwar drohe keine Gefahr, auch nicht die mindeste, dabei, weil er sie über Alles liebe und ehre, auf mich aber werde sich sein Grimm desto furchtbarlicher entladen. Da seht Ihr denn leichtlich ein, viel edler Waffenbruder, daß ich nicht umhin konnte, meine Verachtung aller eignen Gefahr dadurch zu bewähren, daß ich Lucilen nun gar nicht mehr von den Fersen wich, und ihr allnächtlich Serenaden vor den blumigen Fenstern sang, bis der Morgenstern die Meeresfluth zu seinem Spiegel zu machen begann. Heute Nacht reiset Lucila's Gemahl um die zwölfte Stunde nach Madrid, und von da an will ich die Straße, drinnen er wohnt, auf alle Weise meiden, bis dahin aber, sobald es dunkel genug geworden ist, um mit Anstand eine Serenade zu beginnen, unaufhörlich vor seinem Hause Liebesromanzen erschallen lassen. Freilich habe ich Spuren, daß nicht nur er, sondern auch Lucila's Brüder gegen mich ihre Degen gewetzt halten, und eben deshalb, Señor, habe ich Euch ersucht, mir auf dieser kurzen Wanderung mit Eurer tapfern Klinge Gesellschaft zu leisten."

Heimbert faßte mit freudiger Zusicherung des Spaniers Hand, und sagte dabei: „Euch zu beweisen, lieber Herr, wie gern ich thue, was Ihr von mir begehrt, will ich, Euch Vertrauen mit Vertrauen erwiedernd, eine anmuthige Geschichte erzählen, die mir in

dieser Stadt begegnet ist, und Euch nach Mitternacht auch um einen kleinen Gegendienst bitten. Meine Geschichte ist kurz, und wird uns nicht länger aufhalten, als wir ohnehin warten müßten, bis die Dämmerung tiefer und schattiger herein gesunken ist."

„Am Tage, nachdem wir hier eingerückt waren, hatte ich meine Lust daran, mich in den schönen Gärten zu ergehen, die es hier giebt. Ich bin nun schon lange in den südlichen Landen, aber beinahe muß ich glauben, die Träume, welche mich allnächtlich nach Deutschland heim führen, sind daran Schuld, daß mir das ganze Wesen hier so fremd und erstaunenswürdig bleibt. Wenigstens alle Morgen, wenn ich erwache, verwundre ich mich aufs neue, als wäre ich eben erst angekommen. So ging ich auch damals wie bethört an den Aloestauden, unter den Lorbeer- und Oleanderbäumen umher. Plötzlich schreit es neben mir auf, und eine weißgekleidete schlanke Dame fliegt ohnmächtig in meinen Arm, während da und dort ihre Gespielinnen neben uns vorbei aus einander laufen. Wie denn nun doch immer ein Soldat ziemlich schnell seine Sinne zusammen zu fassen weiß, werde ich auch bald gewahr, daß ein wüthender Stier hinter der Schönen drein ist. Schnell schwinge ich sie über einen blühenden Heckenzaun hinüber, und mich ihr nach, worauf das Unthier, zornblind, an uns vorbei setzt, von dem ich nachher weiter nichts erfahren habe, als daß einige junge Ritter auf einem benachbarten Hofe damit eine Vorübung zum Stiergefecht hatten beginnen wollen,

weshalb es denn so wüthig durch die Gärten gebrochen war."

„Ich stand nun ganz allein, die ohnmächtige Dame in meinem Arm, die so wunderlieblich anzuschauen war, daß ich mich in meinem Leben nicht wohler gefühlt habe, aber auch nicht weher. Ich legte sie endlich auf den Rasen nieder, und besprengte ihr die Engelsstirn mit Wasser aus einem nahen Springbrönnelein. Wohl kam es mir in den Sinn, daß man Ohnmächtigen die Kleider lüften solle, aber Du Gott! wie hätte ich das wagen mögen bei diesem himmelreinen Bild. Sie kam auch so wieder zu sich, und als die Klarheit ihrer seeligen Augen aufging, meinte ich ahnen zu können, wie den verklärten Geistern zu Muthe sei."

„Sie dankte mit eben so anmuthigen als sittigen Worten, und hieß mich ihren Ritter, aber ich konnte in der seeligen Verzauberung keinen Ton über die Lippen bringen, und sie muß mich wohl beinahe für stumm gehalten haben. Endlich lösete sich mir dennoch die Rede, und da strömte auch gleich die Bitte vom Herzen mit fort, das holde Frauenbild wolle sich doch ja noch öfter in diesem Garten schauen lassen; in wenigen Wochen treibe mich der Dienst des Kaisers in das heiße Afrika hinein, bis dahin solle sie mir den seeligen Anblick gönnen. Sie sah mich halb lächelnd, halb weichmüthig an, und sagte Ja. Auch hat sie Wort gehalten, und ist mir fast täglich erschienen, ohne daß wir eben viel dabei mit einander gesprochen hätten. Denn ob sie bisweilen auch ganz allein war, konnte ich doch nicht viel Andres beginnen, als stau-

nend und verzückt neben ihr hergehen. Manchmal sang sie dann wohl ein Lied, und ich auch eines. Als ich ihr nun gestern kund that, daß unsre Abfahrt so nahe sei, war es, als trete es wie Thau in ihre himmlischen Augen. Ich mogte wohl auch ganz wehmüthig aussehen, denn sie sagte wie tröstend zu mir: „o Ihr frommer, kindlicher Kriegsmann, Euch darf man vertrauen, wie man einem Engel vertraut. Nach Mitternacht, ehe die Dämmerung zu Eurer Fahrt anbricht, vergönne ich es Euch, Abschied von mir zu nehmen an eben dieser Stelle. Könnt Ihr aber einen treuen, verschwiegnen Gefährten finden, der jedes Eintreten von der Gasse her verhindert, so ist es gut. Denn manch ein Kriegsmann sonst mögte wohl im wildern Muthe von einem Abschiedsschmause kommend, durch die Stadt hinziehen." — „Nun hat mir Gott einen solchen Gefährten beschieden, und ich gehe noch um Eins so freudig zu der holden Maid."

„Mögte nur der Gang, zu welchem Ihr mich fordert, reicher sein an Gefahr, entgegnete Fadrique, damit ich Euch thätiger bezeigen könnte, wie ich mit Blut und Leben der Eurige bin. Aber kommt, edler Genosse; die Stunde zu meinem Abenteuer ist erschienen."

Und in ihre Mäntel gehüllt, schritten die Jünglinge eilig in die Stadt hinauf, nachdem Fadrique noch vorher eine schöne Guitarre unter den Arm genommen hatte.

Zweites Kapitel.

Die Nachtviolen vor Lucila's Fenster begannen schon ihren erquickenden Duft auszuströmen, als Fadrique, gegenüber, in den Winkel eines alten, weit schattenden Kirchengebäudes gelehnt, sein Instrument zu stimmen begann. Heimbert hatte sich unfern von ihm hinter einen Pfeiler gestellt, die bloße Klinge unter dem Mantel, und ließ die klaren, blauen Augen, zwei wachthaltenden Sternen gleich, ruhig und durchdringend umher leuchten. Fadrique sang:

„Auf den frühlingshellen Wiesen
Stand ein Blümlein hell im Maien,
Weiß und röthlich, schlank und zart,
Mir, dem Jüngling, Augenweide,
Das ich oftmal angesungen,
Sein gepflegt mit sitt'gem Schmeicheln. —
Fernhin zog ich seit hinaus,
Auf gewagte blut'ge Reise,
Und nun ich zurück gekommen,
Steht nicht Blümlein mehr im Freien,
Hat ein Gärtner es verpflanzt,
Hegt es in verschloss'nen Kreisen,
Hat's verzäunt mit goldnen Gittern,
Will, ich soll das Blümlein meiden.
Und ich gönn' ihm seine Gitter,
Gönn' ihm seiner Riegel Eisen,

Doch, ringsum durch's Kühle wandelnd,
Rühr' ich meiner Zither Saiten,
Strebe nach wie vor, des Blümleins
Wundersüße Huld zu preisen,
Und der Gärtner darf mir nimmer
So bescheid'ne Lust verweigern."

„Es kommt drauf an, Señor;" sagte ein Mann, dicht, und wie er meinte, unvermuthet, vor Fadrique hintretend, aber dieser war durch einen Wink seines achtsamen Genossen bereits von der Annäherung des Fremden unterrichtet, und konnte diesem also mit desto größerer Kaltblütigkeit erwiedern: „wenn Ihr gewillt seid, Señor, meiner Guitarre den Prozeß zu machen, so hat sie auf solche Fälle eine stählerne Zunge bei sich, die ihr schon einige Mal ganz vortreffliche Advokatendienste geleistet hat. Mit wem beliebt Euch nun eigentlich zu sprechen; mit der Zither oder mit dem Advokaten?"

Während nun der fremde Mann noch etwas verlegen schwieg, hatte sich Heimbert zwei verhüllten Gestalten genähert, welche einige Schritte davon standen, wie um seinem Genossen, falls er flüchtig zu werden gedenke, den Paß abzuschneiden. — „Ich glaube, liebe Herren," sagte Heimbert sehr freundlich, „wir treiben hier das gleiche Geschäft, indem wir zu verhindern bemüht sind, daß Niemand das Gespräch jener beiden Edelleute störe. Wenigstens, was mich betrifft, so könnt Ihr Euch darauf verlassen, daß Jeder, welcher sich zwischen die Verhandlung mischen will, meinen Stoßdegen im Herzen hat. Seid also nur gutes Mu-

thes, ich denke, wir wollen unsre Schuldigkeit allzumalen rechtschaffen thun." — Die Verhüllten neigten sich mit höflicher Verlegenheit und schwiegen still.

Ueberhaupt waren vor der kaltblütigen Ruhe, mit welcher die zwei Soldaten die ganze Verhandlung betrieben, ihre drei Gegner in große Verwirrung gerathen, und wußten nicht recht, wie sie den Streit anfangen sollten. Da griff endlich Fadrique wieder stimmend in die Saiten, und schickte sich an, ein neues Liedchen zu beginnen. Dieses Zeichen von Verachtung, gleichsam als sei von gar keiner Gefahr, oder auch nur Bedenklichkeit, die Rede gewesen, erbitterte endlich den Gemahl Lucila's, — denn er war es, welcher seinen Stand bei Don Fadrique genommen hatte, — dergestalt, daß er ohne weiteres seine Klinge aus der Scheide riß, mit von Wuth unterdrückter Stimme rufend: „zieht, oder ich stoße Euch unerwartet nieder!" — „Recht sehr gern, Señor," entgegnete Fadrique ruhig. „Ihr habt nicht nöthig, mir deshalb zu drohen. Ihr könnt mir das ja wohl in allem Guten sagen." — Und damit legte er seine Guitarre sorgsam in eine Mauerblende der Kirche, faßte den Degen, seinen Widersacher zierlich grüßend, in die Rechte, und das Gefecht hub an.

Anfänglich hielten sich die beiden Verhüllten, Lucila's Brüder, an Heimbert's Seite ganz ruhig, aber als Fadrique begann, ihren Schwager siegreich und heftig im Kreise umher zu treiben, machten sie Miene, an dem Kampfe Theil nehmen zu wollen. Da ließ Heimbert seine gewaltige Klinge im Mondenschein fun-

keln, und sagte: „ei liebe Herren, Ihr werdet mir doch nicht zumuthen, daß ich eben gegen Euch ausführen soll, was ich vorhin versicherte? Bitt' Euch sehr, wollet mich nicht dazu zwingen, aber wenn es nicht anders ist, halte ich ehrlich mein Wort, darauf könnt Ihr Euch sonder allen Zweifel verlassen." — Die beiden jungen Leute blieben hierauf regungslos stehen, überrascht sowohl von der Festigkeit, als von der treuherzigen Freundlichkeit, welche aus Heimbert's Worten klang.

Derweile hatte Don Fadrique, obgleich den Gegner drängend, dennoch sich großmüthig gehütet, ihn zu verletzen, und ihm endlich mit einem gewandten Fechtergriff das Schwerdt aus der Faust gewunden, so daß Lucila's Gemahl vor dem unvermutheten Anlauf, und im Schreck der Entwaffnung, einige Schritte zurück taumelte. Aber Fadrique warf den genommenen Degen mit einer geschickten Wendung in die Luft, fing die Klinge nahe an der Spitze wieder, und sagte, dem Gegner das Gefäß verbindlichen Anstandes entgegen haltend: „nehmt hin Señor, und ich hoffe, unsre Ehrensache ist nun ausgemacht, da ich Euch unter diesen Umständen gestehen kann, daß ich blos hier bin, um zu beweisen, daß ich mich vor keiner Degenspitze in der Welt fürchte. Zudem schlägt die Glocke so eben vom alten Dome zwölf, und ich gebe Euch mein Ehrenwort als Ritter und Soldat, daß weder Doña Lucila im geringsten mit meiner Aufwartung zufrieden ist, noch ich auch von jetzt an, und bleibe ich auch hundert Jahre in Malaga, an dieser Stätte liebeln

und singen werde. Laßt immerhin Euren Reisewagen vorfahren, und somit Gott befohlen." — Dann grüßte er nochmals seinen verlegnen Besiegten mit ernster, feierlicher Höflichkeit, und entfernte sich. Heimbert folgte ihm, nachdem er noch den beiden Jünglingen freundlich die Hände geschüttelt hatte, sprechend: „nein, liebe junge Herren, das muß Euch ja nimmermehr in den Sinn kommen, Euch einzumischen, wo zwei andre einen ehrlichen Zweikampf mitsammen halten. Hört Ihr wohl?"

Bald darauf hatte er seinen Gefährten eingeholt, und wandelte nun voll heißer Erwartung, in freudigem, und dennoch so wehmüthigem Herzklopfen neben ihm her, daß er kein einziges Wort hervor zu bringen wußte. Auch Don Fadrique Mendes hielt sich still; nur als Heimbert an der zierlichen Gartenpforte stehen blieb und heiter auf die früchtereich herab hangenden Pomeranzenzweige wies, sprechend: „wir sind zur Stelle, lieber Genoß!" nur da that der Spanier seinen Mund wie zu einer Frage auf, wandte sich aber gleich darauf ab, und sagte blos: „versteht sich, daß ich Euch den Eingang hüte, bis ans Morgenroth. Ihr habt mein Ehrenwort." — Damit fing er an, wie eine Schildwacht, gezückten Schwerdtes, vor der Pforte auf und ab zu wandeln, und Heimbert schlüpfte seelig zitternd in die würzig dunkelnden Laubgänge hinein.

Drittes Kapitel.

Er durfte nicht lange suchen nach dem holden Sternbilde, von welchem er wohl fühlte, daß es fortan den Lauf seines ganzen Lebens zu leiten erkoren sei. Die zarte Frauengestalt schritt ihm unfern von dem Eingange entgegen, leise weinend, wie es ihm der eben aufsteigende Vollmond offenbarte, und dennoch in so unendlicher Anmuth lächelnd, daß die Thränen mehr einem feierlichen Perlenschmuck, als einem Schleier des Schmerzens, zu vergleichen waren. Im tiefen, endlosen Wohl und Weh gingen die beiden Liebenden schweigend neben einander durch die blühenden Hecken hin; bisweilen streifte ein im Nachthauche wehender Zweig die Zither in der Dame Arm, daß ein leises Schwirren daraus hervor ging, sich in das Getöne der Nachtigallen mischend, oder die zarte Rechte des Fräuleins bebte auch selbst in fliegenden Accorden über die Saiten hin. Wenn die Sterne schossen, war es, als schwängen sie sich den verflognen Zitherklängen nach. O wahrhaft seelig war diese Nacht dem Jüngling und der Jungfrau zu nennen, denn kein verwegenes Wollen, kein unreines Wünschen drang auch nur leise in ihr Gemüth. Sie gingen neben einander her, vergnügt, daß es der liebe Gott ihnen also vergönnte, und so

wenig irgend eines andern Glückes begehrend, daß auch die Vergänglichkeit des gegenwärtigen milde verschwimmend in den Hintergrund ihrer Gedanken zurück sank.

In der Mitte des schönen Gartengeheges fand sich ein großer freier Rasenplatz, mit schlanken, weißen Bildsäulen geziert, einen lieblich plätschernden Springbrunnen umfassend. An dessen Rande ließen sich die beiden Liebenden nieder, ihr frommes Auge bald an den mondlich funkelnden Wasserlichtern, bald Jedes an der reinen Schönheit des andern weidend und erquickend. Die Jungfrau rührte ihre Guitarre, und Heimbert sang, von ihm fast unverstandner Sehnsucht getrieben, ungefähr folgende Worte dazu:

„Ich hab' ein süßes Leben,
Weiß seinen Namen nicht.
Ach, wollt's mir Kunde geben,
Daß meiner Lippen Leben
In rechten feinen, leisen
Lied'sklängen dürfte preisen,
Was doch mein Herz ohn' Ende spricht."

Er schwieg plötzlich, und ward sehr roth, weil er befürchtete, viel zu dreist geworden zu sein. Die Dame erröthete auch, tändelte halb abgewendet auf den Zithersaiten fort, und sang endlich wie träumend hinein:

„An dem Brunnen, Mondeslichter,
Auf den Wasserlichtern wankend,
Ach, wer sitzt an Jünglings Seite
Singend auf dem weichen Rasen?

Soll die Jungfrau gar sich nennen,
Da schon ungenannt ihr wallen
Gluth der Schaam im bangen Herzen,
Gluth der Schaam auf heißen Wangen?
Erst soll man den Ritter nennen,
Der am allerschönsten Tage,
Wo Castilien jemals siegte:
Der, ein sechzehnjähr'ger Knabe,
Vor Pavia schon gefochten,
Lust der Spanier, Schreck der Franken.
Heimbert ist der Held geheißen,
Siegreich in viel prächt'gen Schlachten,
Und bei solchem tapfern Ritter
Sitzend auf dem weichen Rasen,
Kündend ihm des Namens Laute,
Schämt sich nicht mehr Doña Clara."

„O mein Gott," sagte Heimbert, von einem andern Rothe, als vorhin, übergossen, „o mein Gott, Doña Clara, das bei Pavia war ja nur ein lustig siegreiches Waffenspiel, und wenn mir auch nachher bisweilen ein Treffen etwas schwer aufgelegen hat, wie mogte ich denn ja so überschwängliche, recht himmlische Herrlichkeit damit verdienen, als diese hier! O so weiß ich denn nun, wie Ihr heißt, und darf Euch künftig bei Namen nennen, Ihr engelsholde Doña Clara, Ihr seelig leuchtende Doña Clara! — Nun sagt mir doch aber auch, wer Euch von meinem bischen Fechten so Günstiges vorerzählt hat, so will ich ihn auf Händen tragen forthin."

„Meint denn der edle Heimbert von Waldhausen," entgegnete Clara, „die edelsten Geschlechter Spaniens hätten nicht ihre Söhne eben dahin gesendet,

wo er stand in der heißen Schlacht? Ihr habt sie ja neben Euch fechten sehen, wie sollte nicht irgend ein Verwandter mir Eure Herrlichkeit verkünden?" —

Indem läutete ein kleines silberhelles Glöcklein aus einem nahen Palaste hervor, und Clara flüsterte: „es ist die höchste Zeit. Mit Gott, mein Held!" — Und durch hervor stürzende Thränen lächelte sie den Jüngling an, und neigte sich gegen ihn, und es war ihm fast, als fühlte er einen blumenduftigen Kuß über seine Lippen hinhauchen. Als er sich recht besann, war Clara verschwunden, die Morgenwolken begannen zu rötheln, und Heimbert, einen Himmel voll stolzen Liebesglückes im Herzen, ging nach der Pforte zu seinem wartenden Freunde zurück.

Viertes Kapitel.

„Ist es gefällig?" fragte Fadrique, als Heimbert aus dem Garten trat, und hielt ihm sein gezücktes Schwerdt in Fechterstellung entgegen. — „Ei, Ihr irrt Euch, mein lieber Genosse," lächelte der Deutsche zurück. „Ich bin es ja, den Ihr vor Euch habt." — „Glaubt nicht, Ritter Heimbert von Waldhausen," sagte Fadrique, „daß ich Euch verkenne. Aber mein Wort ist gelöst, meine Stunden als Schildwach' hab' ich ehrlich gehalten, und nun bitt' ich Euch ohne weitre Umstände, legt Euch aus und fechtet mit mir auf Tod und Leben, so lange noch das Herzblut durch unser beider Adern rinnt." — „Daß Gott!" seufzte Heimbert, „ich habe wohl schon oftmalen davon gehört, daß es in südlichen Landen Hexen geben soll, die den Leuten mit Zauberspruch und Zaubergebräuchen die Sinne verwirren. Aber erlebt hab' ich es bis auf den heutigen Tag noch nimmermehr. Faßt Euch, mein lieber, guter Kamerad, und geht mit mir an den Strand zurück." — Fadrique lachte grimm auf, und sagte: „lasset doch ab von Eurem albernen Wahn, und wenn man Euch denn alles sogar von Wort zu Wort vorsagen muß, auf daß Ihr es verstehet, so wisset, daß die Dame, welche Euch dort im Laub=

gange dieses meines Gartens entgegen kam, Doña Clara Mendes, meine einzige leibliche Schwester ist. Nun frisch also, und ohne fernere Vorrede an das Werk!" — „Da sei Gott vor!" rief der deutsche Jüngling, seine Klinge nicht anrührend. „Mein Schwager sollt Ihr werden, Fadrique, nicht aber mein Mörder, und noch minder ich der Eurige." — Fadrique schüttelte blos unwillig den Kopf, und rückte mit gemessenen Kampfestritten gegen seinen Genossen an. Dieser aber blieb noch immer unbeweglich stehen, und sagte: „nein, Fadrique, ich kann Dir nun und nimmermehr was zu leide thun. Dann noch obenein, daß ich deine Schwester liebe, bist Du gewißlich auch der gewesen, der ihr so Herrliches und Ehrendes von meinen Kriegszügen in Welschland erzählt hat." — „Als ich das that," entgegnete Fadrique in dumpfer Wuth, „war ich ein Thor. Du aber, liebelnder Feigling, heraus mit der Klinge, oder —"

Fadrique hatte noch nicht völlig so weit gesprochen, als Heimbert schon mit dem Ausrufe: „ei, das halte der Teufel länger aus!" zornglühend das Schwerdt aus der Scheide riß, und nun beide junge Hauptleute voll entschloßner Heftigkeit einander auf das grimmigste anfielen.

Das ward hier viel ein anderer Zweikampf, als der, welchen Fadrique vorhin mit Lucila's Gemahl gefochten hatte. Die zwei jungen Soldaten verstanden ihr Fechten gut, kühn vorwärts strebte Brust ge-

gen Brust, wie Lichtstrahlen schwirrten die Klingen um einander her, nun jene, nun diese, mit blitzschnellem Stoße geradaus fahrend, und mit eben so blitzschneller Gewandtheit von dem Gegner seitwärts geschleudert. Fest drängten sich die linken Füße, wie gewurzelt in den Boden ein, die rechten schritten bald zum kühnen Anfall stampfend aus, bald zogen sie sich wieder leicht in die sichre vertheidigende Stellung zurück. Aus der Besonnenheit und dem stillen unnachlaßlichem Zorne, mit welchem beide fochten, ließ sich abnehmen, daß einer von ihnen unter den überhangenden, jetzt morgenröthlich angestrahlten Zweigen dieser Orangenbäume seinen Tod umarmen werde, und so hätte es auch ohne Zweifel kommen müssen, nur daß plötzlich ein Kanonenschuß vom Hafen her durch die schweigende Dämmerung herüber klang.

Die Fechter hielten, wie auf ein gemeinschaftlich geltendes Befehlswort, inne, horchend, und vor sich hin zählend, und als jeder dreißig ausgesprochen hatte, donnerte der zweite Schuß. — „Es ist das Signal der nahen Abfahrt, Señor," sagte Don Fadrique. „Wir sind jetzt in des Kaisers Dienst, und aller Streit fällt weg, der nicht gegen die Feinde Karl des Fünften geht." — „Versteht sich," entgegnete Heimbert. „Aber wenn es mit Tunis und dem ganzen Kriege zu Ende ist, werde ich wissen, Euch wegen des liebelnden Feiglings Genugthuung abzufordern." — „Und ich Euch wegen des Umgangs mit meiner Schwester," sagte Fadrique. „Auch das versteht sich von selbst." —

Damit eilten die zwei Hauptleute an den Strand hinab, sorgten für das Einschiffen ihrer Schaaren, und die Sonne, über das Meer herauf steigend, erblickte sie schon auf einem und demselben Fahrzeuge hoch in See.

Fünftes Kapitel.

Die Schiffenden hatten geraume Zeit lang mit widrigen Winden zu kämpfen, und als man endlich die barbarischen Küsten ins Auge bekam, dunkelte der Abend schon so tief über die Meeresfluth herein, daß kein Steuermann des kleinen Geschwaders sich es traute, an dem flachen Strande vor Anker zu gehen. Man kreuzte, den Morgen erwartend, auf den stiller gewordnen Wassern, und das Kriegsvolk, der Kampf- und Ehrliebe voll, stand ungeduldig auf den Verdecken gedrängt, seiner künftigen Thaten Schauplatz mit verlangenden Blicken überspähend.

Derweile donnerte von der Veste Goleta her das schwere Geschütz der Angreifenden und der Angegriffenen unaufhörlich, und so wie die Nacht schwärzere Wolken über die Gegend hin deckte, blitzte auch die Flamme der losgebrannten Stücke sichtbarlicher auf, wurden die Feuerbahnen der glührothen Kugeln in vielfach kreuzenden Schwingungen erkennbarer, und ihre Wirkungen in Brand und Zerschmetterung grauenvoller anzuschauen. Die Muselmänner mußten wohl einen Ausfall versuchen, denn ein lebhaftes Feuer aus kleinem Gewehr brach urplötzlich zwischen dem Kanonengebrülle durch. Das Gefecht näherte sich den christ-

lichen Laufgräben, und man war uneins auf den Schiffen, ob die Schanzen der Belagernden in Gefahr geriethen, oder nicht. Endlich sah man, daß die Türken wieder in die Veste getrieben wurden, die Christen ihnen nachdrangen, und hörte, wie ein lautes Victoria aus dem spanischen Lager emporjubelte. Goleta war ersiegt!

Wie die Besatzung der Schiffe, aus jungen, kriegsgeübten Männern bestehend, glühte, und ihre Herzen schlugen vor dem feierlichen Schauspiele, braucht Niemandem beschrieben zu werden, der auch ein kühnes Herz im Busen trägt, und bei andern Leuten wäre jegliche Beschreibung verloren.

Heimbert und Fadrique standen neben einander. „Ich weiß nicht," sagte der letztere vor sich hin, „mir ist, als müsse ich morgen mein Fähnlein siegend auf jene Höhe pflanzen, die dort eben im Scheine der Feuerkugeln und des Brandes in Goleta so purpurroth leuchtet." — „So ist mir eben auch zu Muthe," sprach Heimbert. Dann aber schwiegen die beiden erzürnten Hauptleute wieder, und kehrte sich einer von dem andern ingrimmig ab.

Der ersehnte Morgen dämmerte endlich herauf, die Schiffe naheten sich dem Ufer, und das Landen der Truppen begann, während ein Offizier unmittelbar in das Lager gesendet ward, um dem mächtigen Feldobersten Alba die Meldung von der Ankunft der Verstärkung zu bringen. Eilig reiheten sich am Ufer die Schaaren, schmückten sich und ihre Waffen, und standen bald im kriegerischen Glanze da, ihres großen

Heerführers gewärtig. Ein Staub erhub sich im Frühlicht, der zurück eilende Offizier meldete die Nähe des Generals, und weil in castilischer Sprache die Morgenröthe Alba heißt, jubelten die Spanier laut über solch ein Zusammentreffen, als über ein günstiges Zeichen, denn mit dem herannahenden Reitergefolg wurden auch die ersten Strahlen der Sonne sichtbar.

Die ernste, sehr hagre Gestalt des Feldherrn zeigte sich auf einem hohen, andalusischen Hengste von tief schwarzer Farbe. Einmal die Linie hinauf und herunter galoppirt, hielt der mächtige Held vor der Mitte, sah mit wohlgefälligem Ernste über die Reihen hin, und sagte: „Ihr steht gut zur Musterung aufmarschirt. Das ist recht; so hab' ich es gern. Man sieht, daß Ihr allzumal trotz Eurer Jugend versuchte Soldaten seid. Und Musterung auch wollen wir erst halten. Dann werd' ich Euch zu etwas Lustigerem führen."

Damit saß er ab, schritt gegen den rechten Flügel hin, und begann ein Geschwader nach dem andern auf das allergenaueste durchzugehen, den jedesmaligen Hauptmann zur Seite, ihm genaue Rechenschaft über die geringste Kleinigkeit abnehmend. Einige verflogene Kugeln von der Festung her pfiffen bisweilen über die Köpfe der Gemusterten hin. Dann pflegte Alba still zu stehen, und einen scharfen Blick auf die Kriegsleute zu werfen. Weil nun aber an keinem auch nur eine Augenwimper zuckte, legte sich jedes Mal ein zufriednes Lächeln über sein strenges, bleiches Gesicht.

Als er beide Glieder durchgegangen war, bestieg er wieder sein Roß, sprengte nochmals vor die Mitte, und sprach, den lang herabwallenden Bart mit der Rechten streichelnd: „Ihr seid in guter Ordnung, Soldaten, und deshalben sollt Ihr Antheil haben an dem glorreichen Tage, der eben anbricht für unsre ganze christliche Armada. Wir greifen den Barbarossa an, Soldaten. Hört Ihr schon die Trommeln und Pfeifen im Lager? Seht Ihr ihn heraus rücken, dem Kaiser entgegen? Jene Seite seiner Stellung ist für Euch!"

„Vivat Carolus Quintus!" jubelte es durch die Reihen.

Alba winkte die Hauptleute zu sich heran, und theilte jeglichem seine Arbeit aus. Gewöhnlich mischte er deutsche und spanische Geschwader zusammen, um den Muth der Fechter durch Wetteifer noch höher zu entflammen. So traf es sich denn auch, daß Heimbert und Fadrique eine und dieselbe Höhe zu erstürmen bekamen, welche sie im Funkeln des Morgenroths für die in der vergangnen Nacht ihnen so feurig leuchtende und verheißende alsobald erkannten.

Die Kanonen donnerten, die Trommeln wirbelten, lustig flogen die Fahnen; die Führer riefen: „Marsch!" die Truppen traten von allen Seiten zum Angriff an.

Sechstes Kapitel.

Dreimal hatten Fadrique und Heimbert sich, fast bis zu dem Wallgange einer Verschanzung der Höhe hinan, den Weg gebahnt, und dreimal waren sie wieder von der Türken wüthiger Gegenwehr hinab gestürzt mit ihren Schaaren in den Thalgrund. Die Muselmannen jubelten gellend den rückgetriebenen Feinden nach, klirrten siegsfreudig ihre Waffen aneinander, und winkten mit lachendem Hohn, ob man nicht wieder hinauf wolle, Herz und Hirn den Sichelschwerdtern bietend, und das Gebein den herab rollenden Balken. Die beiden Hauptleute ordneten zähnknirschend aufs neue ihre Reihen, die nun schon, nach den drei vergeblichen Angriffen, sehr zusammen rücken mußten, um die Lücken der Gebliebenen und tödtlich Verwundeten zu füllen. Derweile lief ein Gemurmel durch das christliche Heer, es kämpfe eine Hexe unter den Feinden, und helfe ihnen siegen.

Herzog Alba kam an diese Stelle geritten. Scharfen Blickes sah der Feldherr nach der Bresche hinauf. „Auch hier noch nicht den Feind durchbrochen," sagte er kopfschüttelnd. „Das wundert mich. Von Euch

zwei Jünglingen und Euren Geschwadern hätt' ich's gedacht." — „Hört Ihr's? Hört Ihr's?" riefen die beiden Hauptleute, und schritten, die Worte des Helden wiederholend, durch ihre Reihen hin. Da jubelten die Kriegsmänner laut, und verlangten, gegen den Feind geführt zu werden, selbst von den tödtlich Verwundeten riefen welche mit letzter Anstrengung: „vorwärts Kameraden!" — Alsbald war der große Alba wie ein Pfeil vom Rosse, hatte einem Erschlagenen die Partisane aus der starren Hand gewunden, und sprach, urplötzlich vor den beiden Schaaren stehend: „ich will Theil haben an Eurer Glorie. In Gottes und der heiligen Jungfrau Namen: vorwärts Kinder!"

Und es ging freudig den Hügel hinauf, zuversichtlich schlugen aller Herzen, der Feldruf schallte siegverkündend himmelan; Victoria! Victoria! begannen schon einige zu rufen; die Muselmannen stutzten und wankten. Da trat plötzlich, gleich der Erscheinung eines zürnenden Engels, in der Türken Reihen eine Jungfrau, von goldgewirkten Purpurgewanden umwallt, und die schon Erschreckten jubelten wieder zu ihrem Allah auf, und riefen mit seinem Namen zugleich: Zelinda! Zelinda!" — Die Jungfrau aber zog ein Kästlein unter dem Arme hervor, öffnete es, hauchte hinein, und schleuderte es gegen die Christen hinab. Wild brach ein Tosen aus dem verderblichen Gefäße los, ein ganzes Feuer stäubendes und Funken sprühendes Heer von Raketen, Granaten und andern

zerstörenden Boten des Todes. Die überraschten Schaaren hielten inne im Sturm. „Drauf!“ rief Alba; „Drauf!“ riefen die beiden Hauptleute, aber ein flammender Pfeil haftete an des Herzogs federumwalltem Hut, und begann ein Zischen und Krachen, daß der Feldherr ohnmächtig den Hügel hinab stürzte. Da flohen unaufhaltsam deutsche und spanische Fußknechte von der furchtbaren Höhe zurück. Abgeschlagen war abermals der Sturm. Die Muselmannen jubelten. Einem verderblichen Stern ähnlich, leuchtete Zelinda's Schönheit in Mitten der siegenden Schaaren.

Als Alba die Augen aufschlug, richtete sich so eben Heimbert über ihm in die Höhe, mit verbranntem Mantel, Arm und Antlitz vom Feuer gezeichnet, das er nicht nur eben an des Feldherrn Haupte gelöscht, sondern ihm auch durch sein Darüberwerfen abgewehrt hatte, als eine zweite Flammenmasse in derselben Richtung herunter gerollt war. Der Herzog wollte dem rettenden Jüngling danken; da kamen Kriegsleute gesprengt, die ihn suchten, mit der Meldung, die sarazenische Macht beginne einen Anfall auf den entgegengesetzten Flügel des Heeres. Alba warf sich, ohne ein Wort zu verlieren, auf das erste ihm vorgeführte Pferd, und jagte dahin, wo die bedrohendste Gefahr ihn rief.

Fadrique starrte glühenden Auges nach dem Wallgange hinauf, wo die leuchtende Jungfrau einen zweigespitzten Speer, zum Wurfe bereit, mit schneeweißem

Arme in die Luft schwang, und bald zu den Muselmannen aufmunternd in arabischer Zunge, bald höhnend zu den Christen in castilischer, herunter sprach. Da rief mit Eins Don Fadrique Mendes: „o der Thörin! die denkt mich zu schrecken, und stellt sich doch selbst vor mich hin, ein unwiderstehlich lockender Siegespreis!"

Und, als seien Wunderflügel aus seinen Schultern hervor gesproßt, begann er die Höhe hinan zu fliegen mit solcher schnellen Gewalt, daß Alba's Sturmflug von vorhin dagegen ein zögernder Schneckentritt schien. Eh' es sich irgend Jemand versah, stand er auf dem Hügel, hatte die Jungfrau, Speer und Schild ihr entwindend, in seine Arme gefaßt, und rang, sie zu den Seinen hinunter zu tragen, während Zelinda sich in ängstlicher Verzweiflung mit beiden Händen um eine Pallisade klammerte. Ihr Rufen um Hülfe blieb sonder Erfolg, denn theils wähnten die Türken durch die beinah wunderähnliche That des Jünglings die magische Kraft der Jungfrau vertilgt, theils auch hatte der getreue Heimbert, seines Genossen Wagestück schnell beachtend, die beiden Schaaren zum erneuerten Sturmlaufe nachgeführt, und stand bereits wieder droben, im hitzigen Handgemenge mit den Vertheidigern. Dies Mal vermogte der Grimm der Muselmannen, durch Aberglauben und Ueberraschung gebrochen, nichts gegen das heldenmäßige Andringen der christlichen Soldaten. Die Spanier und Deutschen brachen den Feind alsbald, von achtsamen Geschwadern der Ihrigen unterstützt.

Im entsetzten Geheul stoben die Muhamedaner auseinander, die Schlacht rollte ihren Siegesstrom immer weiter, und die Panner des heiligen deutschen Reiches, und des Königshauses Castilien, weheten vereint beim feierlichen Victoria auf dem glorwürdigen Schlachtfelde vor den Wällen von Tunis.

Siebentes Kapitel.

Zelinda hatte sich im Gedränge der Siegenden und Besiegten aus Fadrique's Armen gewunden, und floh darauf so pfeilschnell vor ihm hin, daß sie dem Jüngling, wie sehr auch Liebe und Verlangen ihn beflügelten, dennoch in den ihr wohlbekannten Gegenden bald aus den Augen war. Um so heftiger entloderte der Zorn des gereizten Spaniers gegen den irrgläubigen Feind. Wo noch irgend Haufen zum Widerstande sich reiheten, eilte er den Schaaren voran, die sich um ihn, den allerwärts Bahn machenden, hersammelten, als um ein Siegespanier, während Heimbert ihm immer zur Seiten blieb, wie ein getreues Schild, vielfach die Gefahren abwehrend, denen der sieg- und zorntrunkene Jüngling sich oft ohne alle Ueberlegung hingab. Des andern Tages vernahm man Barbarossa's Flucht aus der Stadt, und die siegenden Schaaren drangen ohne Widerstand durch die Tunischen Thore. Fadrique's und Heimbert's Geschwader waren abermals beisammen.

Dichte Rauchwolken begannen sich durch die Gassen zu wirbeln; die Krieger mußten glühende, umherstäubende Flocken, von ihren Mänteln und den reichbefiederten Sturmhauben losschütteln, wo es öfters

bereits zu glimmen begann. — „Daß nur nicht der Feind in Verzweiflung irgendwo Feuer an ein Gebäu voll Pulver gelegt hat!" rief der besonnene Heimbert aus, und Fadrique, durch Wort und Wink sich mit ihm einverstanden zeigend, eilte der Gegend zu, von wo der Rauch herüber quoll; muthig drangen die Schaaren nach.

Die plötzliche Wendung einer Gasse stellte sie vor einen prächtigen Palast, aus dessen schön geordneten Fenstern die Flammen hervor leckten, und mit ihrem wechselnden Schein, Todesfackeln vergleichbar, den köstlichen Bau in der Stunde seines Unterganges auf das feierlichste beleuchteten, bald diese, bald jene seiner riesenhaften Massen sonnenhell überstrahlend, und sie dann wieder mit Rauch und Dampf in ein schauerliches Dunkel zurück senkend.

Und wie eine tadellose Bildsäule, des ganzen Prachtwerkes Zier, stand Zelinda auf einem schwindlig hohen Vorsprunge, welchen die glühenden Zungen von unten her umkränzten, und rief nach Glaubensgenossen aus, die ihr helfen sollten, die Weisheit vieler Jahrhunderte, in diesem Gebäude aufbewahrt, zu erretten. Der Vorsprung begann vor der Gluth, die unter ihm tos'te, zu schwanken, einzelne Steine fielen bereits herab, angstvoll schrie Fadrique nach der bedrohten Herrin empor, und noch kaum hatte sie die schönen Füße zurück gestellt, so brach ihr bisheriger Standpunkt krachend aus den Fugen, und rasselte zermalmend auf das Pflaster herab. Zelinda ver-

schwand im Innern des brennenden Palastes, und Fadrique stürzte dessen Marmorsteigen hinan, Heimbert, sein treulich schützender Genosse, hinter ihm her.

In hohe, hallende Säle trug sie ihre Eil; zu kühnen Bogen verschlang sich das Bauwerk über ihren Häuptern, und fast labyrinthisch drehte sich ein Gemach in das andre hinein. Die Wände prangten von allen Seiten mit prächtigen Schränken, in denen man aufgehäufte Rollen von Pergament, Papyrus und Palmenblättern wahrnahm, zum Theil mit den Schriftzügen längst verschwundner Jahrhunderte beschrieben, und nun an das Ziel ihres Daseins gelangt. Denn die Flammen knisterten schon verzehrend darin, und streckten schlangenartig ihre rothen Häupter von einem zum andern Behältniß hinüber, entzündet durch die rohe Wuth einiger spanischen Soldaten, die hier zu plündern gehofft hatten, und nun, in dem reichen Gebäu nur beschriebne Rollen findend, ihre getäuschte Erwartung in Grimm wandelten, um so mehr, da sie unter den Schriftzügen nichts, als dämonische Hexenwerke anzutreffen meinten. Fadrique flog wie im Traum durch die seltsamen, schon halb in Brand lodernden Hallen, nur immer Zelinda! rufend, und nichts beachtend und nichts erwägend, als nur die zauberische Geliebte ganz allein. Lange blieb ihm Heimbert zur Seite, bis die Beiden endlich eine Zederntreppe, in ein noch höheres Stockwerk empor führend, erreichten, wo Fadrique horchend stehen blieb, und vor sich hin sagte: „sie spricht oben! sie spricht laut!

sie bedarf meiner Hülfe!" — Und hinan sprang er die schon in Funken glimmenden Stufen. Heimbert zögerte einen Augenblick; er sah die Treppe bereits schwanken, und dachte, den Genossen warnend zu erufen, aber im selben Augenblick krachte auch schon die zierlich leichte Bahn in ausbrechenden Gluthen zusammen. Nur eben noch sah er, wie Fadrique noch oben einige eherne Gitterstäbe erfaßte, und sich an ihnen hinauf schwang; die Bahn zum Nachfolgen war vernichtet. Schnell besonnen verlor Heimbert keine Zeit mit müßigem Nachstarren, und eilte, in den benachbarten Sälen eine andre Steige zu suchen, die ihn dem entschwundnen Freunde nachführen könne.

Derweile war Fadrique, der lockenden Stimme nach, bis in eine Gallerie gekommen, deren in der Mitte eingestürzter Fußboden einen tiefen Flammenabgrund bildete, während zu beiden Seiten die Säulengänge noch standen. Sich gegenüber nahm der Jüngling die ersehnte Gestalt wahr, wie sie sich mit einer Hand an einem Pfeiler festhielt, mit der andern zurück drohte nach spanischen Soldaten, die in jedem Augenblicke bereit schienen, nach ihr zu fassen, und wie schon die zarten Füßchen gleitend schwankten über den glühenden Trümmern der Tiefe. Zu ihr hinüber konnte Fadrique nicht; des trennenden Schlundes Breite machte jeden Sprung unmöglich. Zitternd, daß sein Rufen die Jungfrau in Schreck oder verzweifelndem Zorn den Abgrund hinunter stürzen möge, erhub er seine Stimme nur ganz leise, wie mit bloßem

Hauchen über den flammenden Graben hinsprechend: „o Zelinda, Zelinda, ergebt Euch keinen schrecklichen Gedanken! Euer Retter ist hier.“ — Die Jungfrau wandte das königliche Haupt, und so wie Fadrique sie gefaßt und besonnen sah, rief er mit allem Donner seiner Kriegsstimme nach den Soldaten hinüber: „zurück, Ihr frechen Plündrer! Wer sich der Dame nur mit einem Schritte nähert, ist der Rache meines Armes verfallen!“ — Sie stutzten, und schienen sich abwenden zu wollen. Aber da sagte einer unter ihnen: „verschlingen wird uns der Ritter eben nicht; dazu ist der Schlund zwischen uns ein wenig zu breit. Und was das Hinabstürzen der Schönen betrifft, — es sieht beinah aus, als sei der junge Ritter ihr Galan, und wer einen Galan hat, ist wohl mit dem Hinabstürzen nicht so rasch.“ — Darüber lachten sie alle, und schritten wieder vor; Zelinda schwankte am Rande des Abgrundes. Aber mit Löwenwuth hatte Fadrique seine Tartsche bereits vom Arme gerissen, sie in der Rechten empor wirbelnd, und nun flog sie nach den Soldaten hinüber, so sichern Wurfes, daß der frevle Rädelsführer, hart am Kopfe getroffen, in Ohnmacht auf den Boden niederstürzte. Die andern blieben wieder stehen. — „Hinweg mit Euch!“ rief Fadrique gebietend, „oder mein Dolch trifft den Nächsten in eben so sicherm Schwung, und dann will ich in alle Ewigkeit verloren sein, wenn ich raste, bis ich die übrigen Räubergesichter allzumal gefunden habe, und geschlachtet meinem Zorn.“ — Der Dolch funkelte in des Jünglings Hand, gräßlicher noch die Wuth in-

seinen Augen; die Soldaten flohen. Da neigte sich Zelinda freundlich gegen ihren Erretter, nahm einige Rollen von Palmenblättern auf, die zu ihren Füßen lagen, und ihr vorhin entglitten sein mogten, und verlor sich dann eilig durch eine Seitenthür der Gallerie. Vergebens suchte Fadrique nach ihr in dem brennenden Palaste.

Achtes Kapitel.

Der große Alba hielt auf einem freien Platze sammt den vornehmsten Obersten, mitten in der gewonnenen Stadt, und ließ durch einige Dolmetscher an mehrere gefangne Osmannen Frage auf Frage ergehen, was aus dem wunderlichen Weibsbild geworden sei, die man auf den Wällen so furchtbar begeisternd erblickt habe, und für eine der schönsten Zauberinnen halten müsse, welche je die Erde getragen. Es kam aus den Antworten nicht viel Vernehmliches heraus, denn ob die Befragten zwar allzumal von der schönen Zelinda wußten, sie sei geheimen Zaubers stark, und als eine verehrte Herrin vom ganzen Volke anerkannt, so wußten sie doch eben so wenig anzugeben, von wo sie bei ihren seltnen Besuchen in Tunis herüber gekommen sei, als wohin sie sich auch jetzt geflüchtet haben möge. Man fing an, die für widerspenstig gehaltnen zu bedrohen, da drängte sich ein alter Derwisch, den man bis jetzt übersehen hatte, hervor, und sagte mit finsterm Lächeln: „wer sie zu suchen Lust hat, mag sich immerhin auf den Weg machen. Ich werde ihm nichts verhehlen, was ich von dessen Richtung weiß, und ich weiß einiges. Aber vorher muß man mir versprechen, daß ich nicht zur Begleitung gezwungen werden soll.

Außerdem bleiben meine Lippen verschlossen; man mag dann auch mit mir anfangen was man will."

Er sah ganz aus, wie einer, der Wort zu halten gedenkt, und Alba, ohnehin mit der seinem eignen Geiste verwandten Festigkeit des Mannes zufrieden, gab ihm die begehrte Versicherung, worauf der Derwisch seinen Bericht anhub. Er sei, hieß es, einstmalen in die fast endlose Wüste Sahara eingedrungen, vielleicht von vorwitziger Neugier getrieben, vielleicht auch aus höhern Gründen, und da habe er sich verirrt, und sei endlich, zum Tode matt, an eine von den fruchttragenden Inseln des Sandmeeres, welche man Oasen zu nennen pflegt, gelangt. Nun folgte, mit orientalischer Lebhaftigkeit hervor gesprüht, eine Beschreibung der wunderlichen Dinge, welche man dort erblicke, davor bald die Herzen der Zuhörer in süßem Verlangen schwollen, bald sich ihre Haarlocken entsetzt in die Höhe richteten, obgleich man bei der ungewohnten Aussprache des Erzählenden, und der stromähnlichen Schnelligkeit seiner Worte, kaum die Hälfte derselben vernahm. Es ergab sich endlich aus dem Allen, Zelinda wohne auf jenem Blüthen-Eiland, mitten unter den pfadlosen Sandsteppen der Wüste, von schauderhafter Zaubergesellschaft umgeben, und sei auch, wie es der Derwisch unbezweifelt wisse, seit etwa einer halben Stunde wieder auf dem Wege dorthin. Die fast höhnenden Worte, mit welchen er seine Rede beschloß, gaben zu erkennen, daß er nichts lebhafter wünsche, als daß sich einige Christen verleiten ließen, eine Fahrt zu unternehmen, die ihnen unfehlbares Verderben brin-

gen müsse. Zugleich aber fügte er einen hochtheuern Schwur hinzu, daß sich alles wahrhaft so verhalte, wie er es hier kund thue, fest und feierlich, wie ein Mann, der nichts andres beschwöre, als was er für die ungezweifeltste Wahrheit erkennt. Staunend und nachdenklich hielt der Kreis der Obersten um ihn her.

Da trat Heimbert hervor, mit bittender Verneigung, jetzt eben durch die Strenge des Dienstes aus dem brennenden Schlosse, wo er noch immer seinen Freund gesucht hatte, abgerufen, und auf diesen Platz beschieden, weil es galt, hier die Schaaren, für jeden möglichen Aufstand in der eroberten Hauptstadt, zu ordnen. — „Was wär' Euch lieb, junger Degen?" sagte Alba, sich gegen den freundlichen Jüngling herab neigend. „Ich kenne Euch noch wohl, mit Eurem lächelnden, blühenden Antlitz. Ihr lagt jüngsthin als ein Schutzengel über mir. Weil Ihr nun gar nichts andres, als etwas ehrliches und ritterliches bitten könnt, ist Euch jede mögliche Forderung im voraus gewährt." — „Mein großer Herzog," entgegnete Heimbert, in holder Beschämung erglühend, „wenn ich denn um etwas bitten darf und soll, so wollet mir die Erlaubniß gewähren, noch in dieser Stunde der schönen Zelinda nachjagen zu dürfen, auf den Wegen, die uns jener wunderliche Derwisch angezeigt hat." — Der große Feldhauptmann neigte gewährend sein Haupt, und fügte hinzu, „man könne so edles Abenteuer nicht edlerem Ritter anvertrauen."

„Das weiß ich nicht!" scholl eine trotzige Stimme aus dem Gedränge hervor. „Aber wohl weiß ich, daß

mir vor allen andern Menschen das Abenteuer angehört, auch wenn es als Preis für die Eroberung von Tunis ausgetheilt wird. Denn wer war der Erste auf dem Hügel und in der Stadt?" — „Der war Don Fadrique Mendes;" sagte Heimbert, den Sprechenden bei der Hand hervor führend, und ihn vor den Feldobersten hinstellend. „Wenn ich nun seinetwillen meines schon gewährten Lohnes verlustig gehen soll, muß ich mich in Geduld fassen, denn er hat ihn um das ganze Heer und um des Kaisers Waffen besser verdient, als ich."

„Es soll keiner von Euch seines Lohnes verlustig gehen," sagte der große Alba. „Jeder hat von diesem Augenblick an Vergunst, die Jungfrau zu suchen, auf welchen Pfaden es ihm am gerathensten dünkt."

Und blitzschnell flogen beide junge Hauptleute nach entgegen gesetzten Seiten aus dem Kreise fort.

Neuntes Kapitel.

Ein bis an den fernsten Horizont hin gedehntes Sandmeer, jegliches bezeichnenden Gegenstandes auf der ungeheuern Fläche ermangelnd, weiß und immer weiß, öde und immer öde, thut sich die fürchterliche Wüste Sahara dem Auge des Wandrers kund, der sich bis in diese schreckensvollen Regionen verloren hat. Auch darin gleicht sie dem Meere, daß sie Wellen wirft, und daß oftmalen ein nebelartiger Duft über ihrer Fläche liegt. Aber es ist nicht das linde, alle Küsten der Erde verbindende Wogenspiel, wo jede anrollende Welle Dir Botschaft zu bringen scheint von den allerfernsten und allerblühendsten Inselreichen, und dann, wie mit Deiner Antwort, wieder zurück rollt in den liebefluthenden Tänz, — es ist nur das traurige Necken der heißen Winde mit dem treulosen Staube, der immer wieder niederfällt in sein freudleeres Becken, und doch nimmer zur Ruhe des sichern Bodens gelangen kann, wo glückliche Menschen wohnen. Es ist nicht der holde, kühlende Meeresduft, drinnen freundliche Feien ihr anmuthiges Getändel treiben, ihn gestaltend wie zu blühenden Gärten und prangenden

Säulenpalästen — es ist der erstickende Brodem, rebellisch zurück prallend von dem unfruchtbaren Sande gegen die glühende Sonne.

Dort waren die beiden Jünglinge zu gleicher Zeit angelangt, und starrten nun schaudernd in das pfadlose Chaos vor ihnen hinaus. Zelinda's Spur, die sich nicht so leicht verbergen oder verlieren ließ, hatte sie bis dahin gezwungen, meist immer beisammen zu bleiben, so unzufrieden Fadrique damit war, und so ingrimmige Blicke er auf den unwillkommnen Begleiter fallen ließ. Jeder hatte gehofft, Zelinda noch vor dem Sandmeere einzuholen, wohl fühlend, wie fast unmöglich es sein würde, sie wieder aufzufinden, wenn sie einmal in dessen Wirbel untergetaucht sei. Und nun war es so gekommen, und ob man gleich von den nächst wohnenden Barbaresken erforscht hatte, wenn ein Wandrer immer südwärts den Sternen nachgehe in die Wüste hinein, wolle die Sage behaupten, er komme endlich auf eine wundersam blühende Oasis, den Wohnsitz einer himmlisch schönen Zauberin: so schien doch das alles im Angesicht der wogenden Staublawinen höchst unsicher und abschreckend.

Die Jünglinge warfen trübe Blicke dahinein, ihre Rosse schnaubten ängstlich, wie vor tückischem Triebsande, vor der entsetzlichen Ebene zurück, es war, als wandle die Reiter selbst ein Zweifeln und Zagen an. — Da sprangen sie plötzlich, wie auf ein und dasselbe Commandowort, aus den Satteln, gürteten

die Rosse los, entzügelten sie, und ließen die in der Wüste ohnehin nicht zu erhaltenden los, daß sie den Rückweg suchten in eine glücklichere Heimath. Dann nahmen sie aus den Mantelsäcken etwas Getränk und Speise; luden es auf ihre Schultern, schleuderten von den beschuhten Füßen die schweren Reiterstiefeln ab, und stürzten sich, zwei muthigen Schwimmern vergleichbar, in das unendliche Spurlose hinein.

Zehntes Kapitel.

Wo einzig und allein die Sonne Leiterin war, und bei Nacht die Heerschaar der Gestirne, kamen die beiden Hauptleute einander bald aus den Augen, um so mehr, da Fadrique den ihm Verhaßten absichtlich mied. Heimbert dagegen trug nichts, als die Erreichung seines Zieles im Sinne, und schritt voll freudiger Hoffnung auf Gottes Beistand seines Weges in mittäglicher Richtung fürder.

Es war darüber mehrere Male Nacht geworden und wieder Tag, und Heimbert stand endlich eines Abends mit einbrechendem Dunkel ganz einsam in dem endlosen Sandmeere, unfähig, eines einzigen festen Gegenstandes ringsum ansichtig zu werden. Geleert war die leichte Flasche, die er mit sich trug, und der Abend brachte, statt der gehofften Kühlung, mit seinen Lüften erstickende Sandwirbel herauf, so daß der erschöpfte Wandrer noch genöthigt war, sein glühendes Antlitz fest an den glühenden Boden anzudrücken, um nur jenen tödtlichen Wolken einigermaßen zu entgehen. Bisweilen hörte er etwas bei sich vorüber traben, oder wie mit weiten Mänteln vorüber rauschen; dann richtete er sich voll ängstlicher Hast in die Höhe, aber er sah nur, was er in diesen Tagen schon allzuoft ge-

sehen hatte, die wilden Thiere der Wüste, in lustiger Freiheit durch den öden Raum streifend. Bald waren es häßliche Kameele, bald langhälsige, wie ganz verhältnißlose Giraffen, bald wieder der hochbeinige, mit den Flügeln seegelnde, ängstlich eilende Strauß. Sie schienen ihn allesammt zu höhnen, und er nahm sich schon vor, kein Auge mehr aufzuschlagen, und zu verschmachten, ohne daß jene so gräßlichen als ungewohnten Creaturen in der Todesstunde seinen Geist verstören dürften.

Da kam es wieder an ihn heran, wie mit Rosseshufen und mit Rosseschnauben, und plötzlich hielt es dicht an seinem Haupte, und es war, als drängen Menschenlaute in sein Ohr. Halb widerwillig, konnte er es doch nicht lassen, sich matt empor zu richten, und vor sich sah er einen Reiter in arabischer Tracht auf schlankem arabischen Hengste. Ueberwältigt von der Freude, sich in menschlicher Nähe zu finden, rief er aus: „o Mensch in dieser gräßlichen Einöde, sei willkommen, und labe, wenn Du kannst, deinen Mitmenschen, der sonst verschmachtet vor Durst!" — Und gleich darauf sich besinnend, daß der Ton der lieben deutschen Muttersprache in diesen freudlosen Gegenden unvernehmbar sei, wiederholte er dieselben Worte in der gemischten Mundart, die man Lingua Romana zu nennen pflegt, und wodurch gewöhnlich Heiden, Muhamedaner und Christen, in den Welttheilen, wo sie sich am mehrsten berühren, einander verständlich werden.

Der Araber hielt noch immer still, und sah wie hohnlächelnd auf seinen seltsamen Fund herab. End-

lich erwiederte er in derselben Mundart: „ich war auch in der Barbarossaschlacht, Ritter, und wenn mich damals unsre Niederlage bitter empört hat, finde ich einen nicht schlechten Ersatz darin, von den Siegern Jemanden so erbärmlich vor mir am Boden zu sehen.” — „Erbärmlich?” fragte Heimbert zürnend, und indem ihm sein verletztes Ehrgefühl für einen Augenblick alle Kräfte zurück gab, fuhr er, das blanke Schwerdt in der Rechten, schlagfertig empor. — „Oho,” lachte der Araber, „zischt die christliche Natter noch so stark? da käm' es ja nur auf mich an, meinem Lichtbraunen die Schenkel anzudrücken, und davon fliegend Dich hier in der Wüste verschmachten zu lassen, Du irre gekrochner Wurm!” — „Reite zum Teufel, Du heidnischer Hund!” rief Heimbert zurück. „Eh' ich von Dir auch nur ein Brosamen erbitte, will ich hier untergehen, dafern mir der liebe Gott nicht Manna in der Wüste bescheert.”

Und der Araber sprengte sein flüchtiges Roß an, ein paar hundert Schritte lang mit lautem Hohngelächter weg galoppirend. Dann hielt er, sah sich nach Heimbert um, und rief, wieder heran trabend: „Du kommst mir doch zu gut vor, um hier in Durst und Hunger zu vergehen. Gieb Acht! Mein rühmlicher Säbel wird Dich treffen.”

Heimbert, der sich abermals in Hoffnungslosigkeit über den glühenden Sand hingestreckt hatte, war bei diesen Worten schnell wieder auf den Füßen, das

Schwerdt zur Hand, und wie schnell auch des Arabers Roß in plötzlichem Sprunge auf ihn einflog, stand der kräftige deutsche Fechter doch bereits mit ausgelegter Stoßklinge da, den Hengst von sich wegscheuchend, und den Hieb, welchen dessen Reiter nach muhamedanischer Weise mit der Sichelklinge rückwärts gegen ihn führte, fest und sicher ausparirend.

Mehrere Mal sprengte der Araber auf ähnliche Weise hin und her, vergeblich hoffend, seinem Widersacher den Todeshieb beizubringen. Endlich übernahm ihn die Ungeduld, er nahete sich so dreist, daß Heimbert, indem er die drohende Klinge wegschlug, Zeit gewann, den Reiter mit der linken Hand am Gürtel zu fassen, und ihn herunter zu reißen von dem rasch weiter galoppirenden Hengste. Vor der heftigen Bewegung stürzte Heimbert mit zu Boden, aber er lag über dem Bezwungenen, ihm einen Dolch, den er gewandt aus einer Scheide an der Hüfte zu reißen wußte, dicht vor die Augen haltend. — „Willst Du Erbarmen?" sprach er, „oder willst Du den Tod?" — Der Araber schlug bebend seine Blicke vor dem nahe blitzenden Mordmesser nieder, und sagte: „übe Gnade an mir, Du gewaltiger Fechter. Ich ergebe mich in Deine Huld." — Da gebot ihm Heimbert, den Säbel, den er noch in der rechten Hand hielt, von sich zu werfen. Es geschah, und beide Kämpfer erhoben sich, gleich darauf wieder in den Sand niedersinkend; denn der Sieger fühlte sich noch um ein großes Theil matter, als der Besiegte.

Das gute Pferd des Arabers war derweile wieder heran getrabt, nach der Sitte jener edlen Thiere, die auch den gefallnen Herrn nimmer zu verlassen pflegen. Es stand hinter den beiden Männern, und sah mit seinem langen, schlanken Halse freundlich über sie herein.

„Araber," sagte Heimbert, mit erschöpfter Stimme, „nimm von Deinem Rosse, was Du an Speise und Trank mit Dir führst, und stelle es hier vor mich hin." — Der Bezwungne that in Demuth, was ihm geheißen war, jetzt eben so bestimmt dem Willen seines Ueberwinders ergeben, als er sich ihm vorhin in Zorn und Rachegluth zuwider gezeigt hatte. — Nach einigen Zügen Palmweines aus dem Schlauche, sah Heimbert mit neu belebten Augen den Jüngling neben sich an, dann genoß er noch einige Früchte, trank wieder vom Palmweine, und sagte endlich: „Du wolltest wohl noch weiter reiten in dieser Nacht, junger Mensch?"

„Ja freilich;" entgegnete trüben Auges der Araber. „Auf einer sehr fernen Oasis wohnt mein alter Vater und meine blühende Braut. Nun — und ließest Du mir auch völlige Freiheit — müßte ich doch wohl in der öden Hitze des Sandmeeres ohne Lebensmittel verschmachten, bevor ich an mein holdes Ziel gelangte."

„Ist es wohl," fragte Heimbert, „die Oasis, auf welcher das gewaltige Zaubermädchen Zelinda wohnt?"

„Behüte mich Allah davor!" schrie der Araber, seine Hände zusammen schlagend. „Zelinda's Wunder=

eiland bietet keinen andern, als Zaubermenschen ein wirthliches Ufer. Tief liegt es in den sengenden Mittag hinein; unsre freundliche Insel hingegen erhebt sich gegen die kühlende Abendseite."

„Nun, ich fragte nur, ob wir etwa Reisegesellen sein mögten," sagte Heimbert freundlich. „Wenn sich das nicht thun läßt, müssen wir allerdings theilen, denn ich werde ja doch nicht wollen, daß ein so braver Rittersmann, als Ihr, vor Durst und Hunger verkomme."

Und damit fing der junge Hauptmann an, Trank und Speise in zwei verschiedene Theile zu ordnen, zu seiner Linken das größere, zur Rechten das kleinere stellend, und hieß endlich den Araber jenes mit sich nehmen, wobei er zu dem darüber Staunenden sagte: „seht, lieber Herr, ich habe entweder gar nicht mehr weit, oder ich muß doch in der Wüste verderben; das sagt mir mein Gefühl. Zudem so kann ich auch zu Fuße bei weitem nicht so viel fortbringen, als Ihr zu Pferde."

„Herr, siegreicher Herr!" rief der erstarrte Muselmann, „soll ich denn auch mein Roß behalten?"

„Es wäre ja wohl Sünde und Schande," lächelte Heimbert zurück, „so treues Pferd von so gewandtem Reiter zu trennen. Reitet in Gottes Namen und kommt gesund zu den Eurigen."

Damit war er ihm noch beim Aufsitzen behülflich, und der Araber wollte ihm eben einige dankende

Worte sagen, da schrie dieser plötzlich auf: „die Zauberjungfrau!“ — Und windschnell flog er über die stäubende Ebene davon, Heimbert aber, sich zur andern Seite wendend, erblickte dicht neben sich im nun hell aufgestiegnen Mondlicht eine leuchtende Gestalt, die er augenblicklich für Zelinda erkannte.

Elftes Kapitel.

Die Jungfrau sah lange starr in des jungen Kriegsmannes Augen, und schien auf Worte zu sinnen, um ihn anzusprechen, während es ihm, gegenüber der so lange Gesuchten und nun so unerwartet Gefundnen, nicht anders erging. Endlich sagte sie in castilischer Sprache: „Du wunderliches Räthsel, ich bin Zeuge gewesen von Allem, was zwischen Dir und dem Araber vorging, und diese Begegnisse wirren mir unvernommen, wie ein Wirbelwind, durch das Haupt. Sprich dann unverzüglich, daß ich wissen möge, ob Du ein Wahnsinniger seist, oder ein Engel."

„Ich bin Keines von Beiden, liebe Dame," entgegnete Heimbert mit seiner gewohnten Freundlichkeit. „Ich bin nur ein verirrter Wandrer, der jetzt eben eines der Gebote seines lieben Herrn Jesu Christi in Ausübung gebracht."

„Setze Dich," sagte Zelinda, „und erzähle mir von Deinem Herrn, der ein gar unerhörter sein muß, wenn er dergleichen Diener hat. Die Nacht ist kühl und still, und an meiner Seite hast Du von den Gefahren der Wüste überhaupt nichts zu befürchten."

„Dame," lächelte Heimbert, „ich bin eben nicht furchtsamer Natur, und wenn ich von meinem lieben Heiland spreche, weiß ich vollends von Aengstlichkeit nicht das mindeste zu sagen."

Damit ließen sich die Zwei auf den jetzt abgekühlten Sand nieder, und begannen ein wundersames Gespräch, während der Vollmond wie eine goldene Zauberlampe hoch vom tiefblauen Himmel auf sie herunter leuchtete.

Heimbert's Worte, der göttlichen Liebe, Wahrheit und Einfalt voll, senkten sich wie linde Sonnenstrahlen still und beseeligend in Zelinda's Geist, die unheimliche Zauberwelt, welche darinnen wogte, zurück drängend, und einer holderen Macht die Herrschaft auf dem edlen Gebiete erringend. Als der Morgen herauf zu dämmern begann, sagte sie: „Du wolltest vorhin kein Engel sein, aber Du bist doch wahrhaftig einer. Denn was sind die Engel anders, als Boten des höchsten Gottes." — „In dem Sinne," entgegnete Heimbert, „kann ich es mir wohl gefallen lassen, denn des lieben Gottes Bote verhoffe ich allerdings zu sein. Ja, wenn er mir fürder Kraft und Gnade schenkt, kann es mir wohl gelingen, daß auch Ihr noch meine Genossin werdet in dem frommen Amte." — „Nicht unmöglich!" sagte Zelinda nachdenklich. „Du mußt aber mit mir kommen in meine Insel, und da sollst Du Dich erlaben, wie es einem solchen Gesandten ziemt, um ein Großes besser, als hier auf

dem öden Sande an dem mühsam ersiegten, ärmlichen Palmenwein." — „Verzeiht," erwiederte Heimbert, „es wird mir schwer, Damen eine Bitte unerfüllt zu lassen, aber dies Mal geht es nicht anders. Seht, auf Eurem Eilande ist wohl durch Eure verbotne Kunst viel Herrliches zusammen beschworen, und umgewandelt sind die holden Gestalten, welche der liebe Gott erschaffen hat. Das mögte mir den Sinn verwirren, wohl gar am Ende bethören. Wenn Ihr also das Beste und Reinste vernehmen wollt, was ich Euch zu sagen weiß, so kommt lieber heraus zu mir auf den öden Sand. Der Palmenwein und die Datteln des Arabers reichen wohl noch auf einige Tage für mich hin." — „Ihr thätet besser, mitzukommen," sagte Zelinda, den Kopf mit etwas höhnendem Lächeln hin und her wiegend. „Zum Einsiedler seid Ihr doch einmal weder geboren, noch erzogen, und es sieht auf meiner Oasis nicht so störend aus, wie Ihr wohl denken mögt. Was ist es denn weiter, daß Sträuche, Blumen und Thiere aus verschiednen Welttheilen dorten zusammen gekommen sind, und daß sich das Alles ein wenig seltsam verschlingt, jegliches etwas von der Natur des andern annehmend, auf ähnliche Art, wie Ihr es wohl schon in unsern arabischen Bildwerken angedeutet sahet. Eine wandelnde Blume, ein dem Zweig entblüheter Vogel, ein mit feurigen Funken leuchtender Springborn, ein singendes Reis — es sind fürwahr keine häßlichen Dinge." — „Bleibe von der Versuchung, wer nicht in ihr untergehen will," sagte Heimbert sehr ernst. „Ich lobe mir das Sand-

meer. Gefällt es Euch wieder zu mir heraus zu kommen?" — Zelinda schaute etwas misvergnügt vor sich nieder. Dann sagte sie plötzlich mit tiefer Neigung des Hauptes: „ja. Gegen Abend bin ich wieder hier." — Und sie wandte sich, alsbald in den aufwallenden Sturmwirbeln der Wüste verschwindend.

Zwölftes Kapitel.

Mit dem herein dunkelnden Abend kehrte der holde weibliche Gast zurück, und verwachte die Nacht in Gesprächen mit dem gottbegeisterten Jüngling, demüthiger, reiner und frommer scheidend am Morgen, und so ging es mehrere Tage hinter einander fort. — „Dein Palmenwein und Deine Datteln gehen Dir aus;" sagte einstmalen Zelinda, und bot dem Jüngling ein Fläschlein edlen Weines und einige köstliche Früchte dar. Er aber wehrte die Gabe sanft ab, und sagte: „edle Dame, ich nähme es wohl von Herzen gern, aber ich fürchte, es haftet irgend etwas von Euren Zauberkünsten daran. Oder könnt Ihr mir das Gegentheil betheuern, bei dem, welchen Ihr jetzt zu erkennen beginnt?" — Zelinda schlug in schweigender Beschämung die Augen nieder, und nahm ihre Geschenke wieder zurück. Am nächsten Abende jedoch brachte sie ähnliche Gaben mit, und leistete zuversichtlich lächelnd die begehrte Versicherung. Da genoß Heimbert ohne Bedenken davon, und von nun an sorgte die Schülerin hausmütterlich für den Unterhalt des Lehrers in der Wüste.

Und so, wie tiefer und inniger die seelige Erkenntniß der Wahrheit in Zelinda's Seele drang, daß sie

oft noch im hohen Morgenroth mit hellglühenden Wangen, fliegendem Haar, Wonne leuchtenden Augen und gefaltnen Händen dem Jüngling gegenüber saß, und gar nicht mehr fort konnte von seinen Reden, so wußte er es ihr beim Scheiden und Kommen oft fühlbar zu machen, wie nur Fadrique's Liebesgluth ihn, seinen Freund, ihr nachgetrieben habe in das tödtliche Sandmeer, und so für sie das theure Mittel zu Erlangung des höchsten Gutes geworden sei. Sie gedachte des schönen, furchtbaren Hauptmannes noch wohl, der den Hügel ersiegte, um sie in seine Arme zu schließen, und erzählte auch ihrem Freunde, wie derselbe Held sie nachher in den flammenden Büchersälen errettet habe. Da wußte denn Heimbert immer viel Anmuthiges von Fadrique zu sagen, von seinem adligen Rittermuth, seinen ernsten, edlen Sitten und von seiner Liebe zu Zelinden, die sich in der Nacht nach dem Treffen vor Tunis nicht mehr in der entzündeten Brust wollte bergen lassen, und sich in Schlaf und Wachen durch tausend unbewachte Aeußerungen dem jungen Deutschen verrieth. So senkte sich mit göttlicher Wahrheit zugleich das edle Bild des liebenden Helden in Zelinda's Herz, und schlug dort eben so zarte, als unzerreißbare Wurzeln. Heimbert's Nähe, und die fast anbetende Bewundrung, mit welcher seine Schülerin zu ihm hinauf blickte, störte jenes Gedeihen nicht, denn vom ersten Augenblick hatte seine Erscheinung etwas Reines und Himmlisches für sie gehabt, das die Gedanken einer irdischen Liebe fern hielt. Wenn Heimbert allein war, lächelte er oftmals vergnüglich vor

sich selbst, in seiner lieben deutschen Mundart sprechend: „es ist doch hübsch, daß ich nun dem Fadrique bewußter Weise den nämlichen Dienst zurück gebe, den er mir bei seiner engelholden Schwester unbewußt gethan." — Und dann sang er sich ein deutsches Liedchen von Clara's frommer Huld und Schönheit, daß es in seltsamer Anmuth durch die Wüste hin tönte, und ihm auch seine einsamen Stunden gar erfreulich vergingen.

Als einstmalen Zelinda in den Abendlichtern daher gewandelt kam, voll anmuthiger Gewandtheit und Zier, einen Korb mit Lebensmittel für Heimbert auf dem schönen Haupte tragend, lächelte dieser sie kopfschüttelnd an, und sagte: „unbegreiflich ist es mir, holde Jungfrau, warum Ihr Euch noch immer die Mühe gebt, zu mir heraus zu wandern in die Wüste. An den Zauberspielen mögt Ihr doch wohl nicht Gefallen mehr finden, seit der Geist der Wahrheit und der Liebe in Euch wohnt. Ihr könntet ja nur die Oasis umwandeln in die Gestalt, in welche der liebe Gott sie geschaffen hat, und ich käme mit Euch dorthin, und der Zeit zu frommen Gesprächen würde viel mehr." — „Herr," entgegnete Zelinda, „Ihr redet wahr. Auch ich denke seit einigen Tagen daran, und es wäre schon Alles ins Werk gerichtet, aber ein seltsamer Besuch hemmt meine Macht. Der Derwisch, den Ihr in Tunis sahet, ist bei mir, und weil wir in frühern Zeiten viele Zauberstücke gegen einander ausgetauscht haben, mögte er wieder den alten Ton angeben. Er

merkt meine Verwandlung, und dringt um so heftiger und gefährlicher in mich."

„Der muß vertrieben werden oder bekehrt," sagte Heimbert, indem er sein Wehrgehenke fester gürtete, und seine Tartsche vom Boden aufnahm. „Habt nur gleich die Güte, liebe Jungfrau, mich nach der Zauberinsel zu führen."

„Ihr scheutet sie ja sonst so sehr," sagte das staunende Mädchen, „und sie ist noch ganz unverwandelt in ihrer abenteuerlichen Gestalt."

„Früher wär' es Vorwitz gewesen, mich dahin zu wagen," entgegnete Heimbert. „Ihr kamet ja zu mir heraus, und das war für uns Beide besser. Jetzt aber könnte Euch der Alte Schlingen legen, vor denen wieder zusammen fiele, was der Herr in Euch aufgebaut hat, und da ist es Ritterpflicht, dieses Weges zu gehen. Mit Gott nur an das Werk."

Und sie schritten eilig neben einander über die immer tiefer dunkelnde Oede, dem blühenden Eilande zu.

Dreizehntes Kapitel.

Zauberische Düfte begannen um die Schläfe der Wandernden zu spielen; im eben aufblitzenden Sternenschimmer zeigte sich aus der Weite ein vor leisen Winden auf- und niederwogendes Gebüsch. Da schlug Heimbert seine Augen gegen den Boden, und sagte: „gehet mir nur voran, holde Jungfrau, und leitet meinen Pfad gerade dahin, wo ich den bedrohlichen Derwisch finde. Ohne Noth will ich nichts von den berückenden Zaubergestalten ins Auge fassen."

Zelinda that nach seinem Begehr, und so hatte sich denn das Verhältniß der Beiden für einen Augenblick umgewandelt; die Jungfrau war die Wegweiserin geworden, Heimbert derjenige, der sich voll freundlichen Zutrauens auf unbetretnen Bahnen leiten ließ.

Zweige schlugen bereits wie neckend und liebkosend an seine Wangen, Wundervögel, aus dem Gebüsch erblüht, sangen frohlockend darein; über den sammet-rasigen Boden hin, auf den Heimbert noch immer seine Augen geheftet hielt, strichen goldgrün leuchtende Schlangen mit goldnen Krönlein, und Edelgesteine blüheten vom Moosteppich herauf. Wenn die Schlangen sie berührten, gab es einen silberhellen Klang. Der Wandrer ließ die Schlangen ziehen, die Edelsteine funkeln,

ohne sich weiter um sie zu bekümmern, einzig bestrebt, den Tritten seiner Geleiterin eilig zu folgen.

„Wir sind zur Stelle;" sagte diese mit gedämpfter Stimme, und aufblickend sah er in ein leuchtendes Grotten= und Muschelgeklüft hinein, und gewahrte drinnen eines schlafenden Mannes, von einem goldnen Schuppenharnisch auf altnumidische Weise ganz überdeckt. „Ist das auch ein Gaukelbild, der in der Fischhaut von Golderz?" fragte Heimbert lächelnd; aber Zelinda sah sehr ernst aus, und erwiederte: „ach nein; es ist der Derwisch selbst, und daß er sich diesen, mit magischem Drachenblut gehärteten Panzer übergezogen hat, beweis't, wie er durch seinen Zauber unsres Vorhabens kundig geworden ist." — „Nun, was thut das?" sagte Heimbert. „Einmal mußte er es ja doch erfahren." — Und zugleich begann er mit freudiger Stimme zu rufen: „wacht auf, alter Herr, wacht auf! Es ist ein Bekannter hier, der Euch nothwendig sprechen muß."

Und so wie der Derwisch die großen, rollenden Augen aufschlug, fing alles im Zauberhaine sich zu regen an, die Wasser zu tanzen, die Zweige sich im wilden Wettkampfe mit einander zu verschlingen, und zugleich ertönte das Gestein sammt den Korallen und Muscheln in wunderlichen, verwirrenden Melodieen.

„Rollt und windet Euch nur, donnert und flötet nur!" rief Heimbert, festen Blickes in das Gewirre hinein schauend. „Ihr sollt mich nun auf meinen guten Wegen nicht irre machen, und, das Getöse zu überschreien, hat mir unser Herrgott auch eine tüchtige,

weithallende Soldatenstimme gegeben." — Dann wandte er sich zu dem Derwisch, und sagte: „alter Herr, es scheint, daß Ihr schon alles wisset, was sich zwischen Zelinda und mir ereignet hat. Sollte das aber doch nicht der Fall sein, so will ich Euch nur in Kurzem erzählen, wie sie schon so gut als eine Christin ist, und eines edlen Spanierritters Braut. Legt nur dem frommen Vorsatze nichts in den Weg; das wird für Euch sehr gut sein. Aber noch weit besser wird es für Euch sein, wenn Ihr selbst ein Christ werden wollt. Beredet Euch mit mir deshalb, und laßt vorher dies tolle Teufelsspektakel schweigen. Seht, lieber Herr, unsre Lehre hegt viel zu zarte und zu himmlische Dinge, als daß man immer alles so kriegesrauh und heftig aus der Brust hervor schreien könnte."

Aber der Derwisch, in glühendem Christenhaß entzündet, hatte schon die letzten Worte des Ritters nicht mehr vernommen, und drang mit gezücktem Sichelschwerdte auf ihn ein. Heimbert hielt nur blos noch seinen Stoßdegen vor, sprechend: „nehmt Euch in Acht, Herr! ich hörte vorhin so etwas, als sei Euer Gewaffen verhext; doch vor dieser Klinge hält dergleichen nicht aus. Sie ist an heiligen Orten geweiht."

Wild flog der Derwisch vor der Klinge zurück, aber eben so wilden Sprunges hatte er auch von der andern Seite seinen Feind gefaßt, der nur mühsam mit der Tartsche den entsetzlichen Sichelhieb auffing. Gleich einem goldgeschuppten Drachen schwang sich der Muhamedaner immer um den Gegner her, mit einer Behendigkeit, die durch den lang hervor wallenden

Greisenbart etwas Entsetzliches und Gespensterhaftes gewann. Heimbert bot ihm in besonnener Fertigkeit auf allen Seiten Stand, immer scharfen Auges nach einer Stelle spähend, wo sich die Schuppen vor den heftigen Bewegungen verschieben mögten. Es geschah endlich nach seiner Hoffnung; zwischen Arm und Brust ward auf der linken Seite das dunkle Gewand des Derwisches sichtbar, und blitzschnell fuhr des Deutschen sichre Stoßklinge hinein. Da schrie der Greis laut auf: „Allah! Allah! Allah!" und stürzte, noch in seinem Falle gräßlich, nach vorwärts, entseelt zu Boden.

„Doch Schade um ihn!" seufzte Heimbert, sich auf sein Schwerdt stützend, und zu dem Gefällten niederschauend. „Er hat ehrlich gefochten, und noch im Tode nach seinem Allah gerufen, womit er wohl den lieben Gott meinen mag. Nun, an einem ordentlichen Grabe soll's ihm nicht fehlen." — Darauf höhlte er mit dem breiten Sichelschwerdte seines Feindes eine Gruft aus, legte den Leichnam hinein, deckte Rasen drüber, und blieb, in stillem, herzinnigem Gebete für die Seele des Erschlagnen, an der Stätte knien.

Vierzehntes Kapitel.

Heimbert richtete sich von seinem frommen Geschäffte in die Höhe, und sein erster Blick fiel auf die an seiner Seite stehende, lächelnde Zelinda, sein zweiter auf die ganz umgewandelte Gegend. Verschwunden waren Felskluft und Grotte, verschwunden die fratzenhaften, halb reizenden, halb schreckenden Gestalten von Thier und Baum; eine milde Hügelwiese senkte sich im anmuthigsten Grün von dem Gipfelpunkte, wo Heimbert stand, auf allen Seiten gegen das Sandmeer hinab, Quellen rieselten in lieblicher Frische hier und dort hervor, Dattelgesträuche neigten sich über die kleinen Wege, Alles, im eben aufgehenden Morgenroth, voll süßen, einfältigen Friedens lächelnd.

„O mein Gott," sagte Heimbert zu seiner Gefährtin, „nun fühlt Ihr es doch gewiß recht seelig, wie unser lieber Vater Alles unendlich holder, und größer, und schöner erschafft, als es auch die höchste menschliche Kunst umzuwandeln versteht. Ihm nachzuhelfen in seinen freundlichen Werken, das hat der himmlische Gärtner uns, seinen geliebten Kindern, aus überschwenglicher Milde verstattet, damit wir noch um Vieles froher und besser werden; aber hüten sollen wir uns, daß wir nichts nach frecher, willkührlicher

Laune verwandeln wollen; sonst ist es, als trieben wir uns selbst zum zweiten Mal aus dem Paradiese."

„Es soll nicht wieder geschehen;" sagte Zelinda, demüthig vor dem Jünglinge geneigt. „Aber dürftet Ihr nun mir Neugebornen in dieser einsamen Gegend, wo wir sobald keinen Priester unsres Glaubens erreichen können, nicht ohne Weitres die Wohlthat der heiligen Taufe gewähren?"

Heimbert entgegnete nach einigem Bedenken: „ich hoffe, ich darf es. Und wenn ich irre, wird mir Gott verzeihen. Es geschieht ja in dem Eifer, ihm eine recht himmlische Seele so frühe als möglich, zuzuführen."

Dann schritten sie Beide still betend und seelig lächelnd zu einer der anmuthigsten Quellen der Oasis hinab, und indem sie den Bord erreicht hatten, und sich zu dem heiligen Werke anschickten, ging die Sonne wie bestätigend und verherrlichend gerade vor ihnen auf, so daß die zwei angestrahlten Gesichter im verklärenden Schimmer freudig und zuversichtlich einander begegneten. Heimbert hatte nicht darüber nachgedacht, mit welchem der christlichen Namen er seinen Täufling benennen wolle, aber indem er das Wasser schöpfte, und das Sandmeer so still feiernd und morgenröthlich um ihn her lag, mußte er des heiligen Einsiedlers Antonius in seiner egyptischen Wüstenei gedenken, und taufte die holde Bekehrte: Antonia.

Sie verbrachten den Tag in frommen Gesprächen, und Antonia zeigte ihrem Freunde eine kleine Höhlung, in welcher sie zu Anfang ihres Wohnens auf der Oasis allerhand Vorrath für ihren Unterhalt verborgen hatte. —

„Denn," sagte sie, „der liebe Gott ist mein Zeuge, daß ich hierher kam, einzig um ihn und seine Schöpfung besser zu verstehen in Abgeschiedenheit, ohne damals von irgend einem zauberischen Hülfsmittel das Geringste zu wissen. Erst späterhin kam der Derwisch versuchend zu mir, und mit seinen entsetzlichen Lehren traten die Schauer der Wüste in einen furchtbaren Bund, und Alles, was mir verlockende Geister nach und nach in Traum und Wachen gezeigt."

Heimbert trug kein Bedenken, sich mit dem, was noch an Wein und getrockneten Früchten tauglich war, für die Reise zu belasten, und Antonia versicherte, sie würden auf dem geraden, ihr bekannten Weg, in wenigen Tagen des wasserlosen Meeres blühenden Strand erreicht haben. So traten denn Beide mit Einbruch des kühlenden Abends ihre Wandrung an.

Funfzehntes Kapitel.

Die Reisenden mogten bereits die bahnlosen Ebenen fast durchmessen haben, da erblickten sie eines Tages von weitem eine umher wankende Menschengestalt, wie sich denn in der öden Sahara schon aus ganz verschwindender Ferne jedweder Gegenstand kund giebt, wenn ihn nicht gerade die Staubwirbel mit ihrem erstickenden Spiele verhüllen. Der Wandrer schien irre umher zu ziehen, bald die, bald jene Richtung erwählend, und Antonia wollte mit ihren morgenländischen Falkenblicken bemerken, es sei kein Araber, sondern ein Mann in ritterlicher Tracht. — „O liebe Schwester," rief Heimbert voll ängstlicher Freudigkeit aus, „so ist es der arme Fadrique, der Dich sucht. Laß uns doch um Gotteswillen eilen, eh' er in der unermeßlichen Wüste uns, und wohl endlich gar sein eignes Leben, verliert." — Sie strengten auch all' ihre Kräfte an, den Entfernten zu erreichen, aber weil es noch hoch am Tage war, und die Sonne glühheiß herunter brannte, vermogte Antonia nicht lange das schnelle Fortschreiten zu ertragen; zudem erhoben sich bald die furchtbaren Staubwirbel, und die kaum erblickte Gestalt

verdämmerte vor den Augen der Suchenden, wie ein Nebelgebild im Herbste.

Beim Anbruch der mondhellen Nacht begannen sie aufs neue, ihre Wandrung zu beflügeln, zu rufen nach dem Verirrten, weiße Tücher als leitende und lockende Flaggen an ihren Wanderstäben flattern zu lassen in das tiefe Himmelblau empor, aber alles vergebens. Was verschwunden war, blieb verschwunden. Nur die Giraffen sprangen scheuer an ihnen vorüber und die Strauße beschleunigten wilder den seegelnden Lauf.

Da stand endlich in der Morgendämmerung Antonia still, und sagte: „verlassen kannst Du mich nicht, Bruder, in dieser Einsamkeit, und weiter gehen kann ich auch nicht um einen Schritt. Gott wird den edlen Fadrique schirmen. Wie mögte der Vater ein so holdes, ritterliches Bild verlassen?“ — „Die Schülerin beschämt den Lehrer;“ entgegnete Heimbert, sein kummervolles Gesicht zu einem sanften Lächeln erheiternd. „Wir haben das Unsre gethan und da dürfen wir zuversichtlich hoffen, daß Gott unsern mangelnden Kräften schon zu Hülfe kommen wird, hinzufügend, was nöthig ist.“ — Zugleich breitete er seinen Mantel auf den Sand hin, damit Antonia fester und bequemer ruhen möge. Aber plötzlich fuhr er wieder in die Höhe, rufend: „Herr, mein Gott! da liegt ein Mensch, vom Sande ganz überstäubt. Wenn es nur nicht gar schon ein Todter ist!“

Und zugleich begann er, Wein aus einer Flasche auf des Hingesunknen Stirne zu träufeln, und seine Schläfe damit zu reiben.

Der schlug langsam die Augen empor, und sagte: „ich wollte, der Morgenthau hätte mich nicht wieder angesprüht, und ich wäre unbekannt und unbeklagt hier in der Wüste verdorben, wie es ja endlich doch wohl kommen muß.“ — Damit schloß er die Augen, wie ein Schlaftrunkner, aufs neue, aber Heimbert fuhr unermüdlich mit seinen Hülfsleistungen fort, und endlich richtete sich der Ermunterte staunend mit halbem Leibe in die Höhe.

Er blickte von Heimbert auf dessen Gefährtin, von dieser wieder nach Heimbert zurück, und rief plötzlich, die Zähne knirschend, aus: „ha, so war es gemeint! Ich sollte nicht einmal dahin sterben, im dumpfen Glücke der stillen Verlassenheit! Schauen noch sollte ich vorher den Sieg meines Nebenbuhlers, und meiner Schwester Verhöhnung!“ Zugleich auch war er mit gewaltiger Anstrengung auf den Füßen, und drang, die Klinge schlagfertig gezückt, gegen Heimbert an. Dieser rührte nicht Schwerdt, nicht Arm, und sagte blos freundlich: „so ermattet, wie Du jetzt bist, kann ich Dir unmöglich etwas zu leide thun, außerdem muß ich auch hier die Dame erst in Sicherheit bringen.“ — Antonia, den Zürnenden anfänglich mit großer Bewegung anstarrend, trat nun plötzlich zwischen die beiden Männer, und rief aus: „o Fadrique,

weder Elend noch Zorn kann Euch doch gänzlich entstellen. Aber was hat Euch mein edler Bruder gethan?" — „Bruder?" sagte Fadrique staunend. — „Oder Taufvater, oder Taufzeuge," entgegnete Heimbert. „Wie Du willst. Nenne sie nur nicht etwa Zelinda, denn sie heißt jetzt Antonia, ist eine Christin, und Deine Braut." — Fadrique stand wie in völliger Erstarrung, aber Heimbert's treuherzige Worte und Antonia's holdes Erröthen lös'ten ihm das beseeligende Räthsel bald. Er sank in süßer Entzückung vor dem ersehnten Bilde nieder, und mitten aus der unwirthbaren Oede blühte ein reicher Strauß der Liebe, des Dankes, und des Vertrauens himmelan.

Die Spannung des überraschenden Glückes gab endlich der leiblichen Erschöpfung nach. Antonia neigte die holden Glieder auf den nun schon heißer brennenden Grund, wie eine ermattete Blume, und schlummerte unter dem Schutze des Geliebten und des erkornen Bruders ein. — „Schlafe Du nur auch," sagte Heimbert leise zu Fadrique. „Du mußt wohl recht wild und mühsam umher geirrt sein, denn die Erschöpfung drückt bleiern auf Deine Augenlieder. Ich bin recht munter, und will derweile wachen." — „Ach Heimbert," seufzte der edle Castilier, „meine Schwester ist Dein, Du himmlischer Bote; das versteht sich von selbst. Aber nun unsre Ehrensache." — „Natürlich," sagte Heimbert sehr ernst, „daß Du mir die schuldige Genugthuung giebst für jenes übereilte Wort, sobald wir wieder in Spanien sind. Bis dahin bitte

ich mir's aber aus, daß davon die Rede nicht ist. Unbeendigte Ehrensache giebt kein gutes Gespräch."

Fadrique legte sich wehmüthig in den Sand, vom lang entbehrten Schlummer überwältigt, und Heimbert kniete freudig nieder, dem lieben Gott für so vieles schöne Gelingen dankend, und ihm das Künftige voll freudiger Zuversicht anheim stellend.

Sechzehntes Kapitel.

Am Tage darauf gelangten die drei Reisegenossen an das Ufer der Einöde, und erquickten sich fast eine Woche lang in einem nahe gelegnen Dörfchen, das, von Bäumen umschattet, von Rasen umgrünt, gegen die freudlose Sahara wie ein kleines Paradies abstach. Vorzüglich Fadrique's Zustand machte diese Rast nothwendig. Er hatte in der ganzen Zeit die Wüste nicht verlassen, mühsam seinen Unterhalt streifenden Arabern abkämpfend, und oftmals dem gänzlichen Mangel an Speise und Trank fast erliegend. Zuletzt war er so gar verirrt gewesen, daß ihn auch die Sterne nicht mehr auf den rechten Pfad zu leiten vermogten, und er sich trüb und zwecklos umtrieb, wie die Staubwirbel des Sandmeeres um ihn her.

Wenn er jetzt bisweilen nach dem Mittagsmahle einschlummerte, und Antonia und Heimbert seinen Schlaf hüteten, wie zwei lächelnde Engel, pflegte er wohl zusammenschreckend in die Höhe zu fahren, mit entsetzten Blicken umher zu starren, und erst, als wenn er sich an den zwei befreundeten Gesichtern erlabt hätte,

wieder in die erquickende Ruhe zurück zu sinken. Beim vollen Erwachen darüber befragt, erwiederte er, in seinem Umherirren sei ihm nichts schrecklicher gewesen, als die täuschenden Träume, die ihn bald in das heimathliche Haus, bald in seiner Genossen lustiges Lager, bald wohl gar in Zelinda's Nähe, getragen hätten, um ihn alsdann beim Verschwinden doppelt hülflos und elend in der entsetzlichen Oede zurück zu lassen. Daher sei ihm noch immer jegliches Erwachen etwas furchtbares, und auch den Schlaf treibe oftmals ein dunkles Bewußtsein vergangener Schrecken zuckend von ihm aus. — „Ihr könnt es Euch nicht so denken," setzte er hinzu. „Aus den wohlbekannten Wänden urplötzlich in die endlose Wüstenei gebannt! Wohl gar statt des ersehnten, ganz nahe vorgezauberten Antlitzes der Geliebten, ein häßliches Kameelhaupt am langen Halse neugierig über mich hingebeugt, und mit noch häßlicherem Scheuen vor meinem Aufrichten zurück prellend!"

Das, zusammt andern Nachwehen des überstandnen Unheils, verlor sich bald gänzlich aus Fadrique's Gemüth, und man trat die Reise nach Tunis heiter an. Freilich lag das Bewußtsein seines Unrechts gegen Heimbert und der unvermeidlichen Folge davon oftmals wie ein weiches Thaugewölk über des edlen Spaniers Brauen, aber eben dadurch milderte sich die angeborne, stolze Strenge seines Wesens, und Antonia konnte ihr liebendes Herz desto inniger und zarter dem seinen anschließen.

Tunis, welches früher Zelinda's Zauberkraft und christenfeindliche Begeisterung angestaunt hatte, sah jetzt an neu geweihter Stätte Antonia's feierliche Taufe, und bald darauf schifften sich die drei Gefährten mit günstigem Winde nach Malaga ein.

Tunis, welches früher Zelinda's Zauberkraft und christenfeindliche Wegelagerung angestammt hatte, sah jetzt an neu geweihter Stätte Antonio's feierliche Taufe, und bald darauf schifften sich die drei Gefährten mit günstigem Winde nach Malaga ein.

Siebenzehntes Kapitel.

An dem Bronnen, wo sie von Heimbert geschieden war, saß eines Abends Doña Clara in tiefem Sinnen. Die Zither auf ihrem Schooße tönte von einzelnen Accorden, welche ihr die schönen Hände wie träumend entlockten, und die sich endlich zu einer Melodie gestalteten, während folgende Worte von den nur halb geöffneten Lippen leise hervor rieselten:

Ferne, wo vor Tunis Wällen
Spanier und Germanen stritten
Mit den grimmen Heidenschaaren,
Sagt, wer hat aus blut'gen Lilien,
Wer aus bleichen Todesrosen,
Sich gepflückt den Preis des Sieges?
Fragt den Alba, fragt den Alba,
Und er nennt alsbald zwei Ritter;
Einer war mein tapfrer Bruder,
Einer war mein Herzgeliebter!
Und ich dachte mich zu kränzen,
Zwiefach hell in Freudenlichtern,
Sieh, da fällt ein Wittwenschleier
Zwiefach mir auf Aug' und Stirne,
Denn die Ritter sind verschollen,
Niemand kann sie wieder finden.

Und die Zither schwieg, und zarte Thautropfen fielen aus den himmlischen Augen.

Heimbert, unter den nahen Orangenbäumen verborgen, fühlte begleitende Zähren über seine Wangen rollen, und Fadrique, der ihn und Antonien dahin geführt hatte, konnte den Freudenkelch des Wiedersehens nicht länger ungenossen lassen, sondern trat an der Hand der beiden holden Gestalten wie mit einem Engelsgruße zu der Schwester heraus.

Die Anschauung solcher Augenblicke der höchsten überraschenden Lust, gleichsam des immer geahnten und so selten hernieder thauenden Himmelsseegens, malt sich am besten Jeglicher auf eigne Weise aus, und man erzeigt ihm nur einen schlechten Dienst, wenn man ihm vorerzählen will, was Eines gethan und das Andre gesprochen habe. Färbe denn auch Du, lieber Leser, Dir das Bild nach Deinem Behagen, was Du gewiß am besten kannst, wenn die zwei Paare meiner Geschichte Dir lieb geworden sind, und heimisch angeeignet. Wäre das aber nicht der Fall, wozu dann noch mehr der unnützen Worte verlieren? — Für die, welche mit Lust und Innigkeit bei dem Wiederfinden der Geschwister und der Liebenden verweilen konnten, fahre ich in erhöhter Vertraulichkeit fort.

Obgleich sich Heimbert, einen bedeutenden Blick auf Fadrique werfend, entfernen wollte, sobald Antonia in Doña Clara's Schutz getreten war, gab es der edle Spanier dennoch nicht zu. Er hielt den Waffen=

genossen mit eben so zierlichen, als brüderlich zutraulichen Bitten zur Abendtafel fest, bei welcher sich einige Verwandte des Hauses Mendes einstellten, in deren Gegenwart Fadrique den tapfern Heimbert von Waldhausen für Doña Clara's Bräutigam erklärte, das Verlöbniß mit den feierlichsten Worten besiegelnd, so daß es unzerreißbar bleibe, es möge auch von nun an eintreten, was da irgend dem Bunde feindlich scheinen könne. Die Zeugen waren etwas erstaunt über diese seltsamen Vorsichtsmaßregeln, gaben jedoch auf Fadrique's Begehr ungeweigert ihr Wort, Alles demgemäß durchzuführen, um so ungeweigerter, da der Herzog von Alba, wegen einiger Marinegeschäffte gerade in Malaga anwesend, die ganze Stadt mit dem Heldenruhm der beiden jungen Hauptleute angefüllt hatte.

Wie nun eben der edelste Wein in hohen Krystallgläsern um die Tafel ging, trat Fadrique hinter Heimbert's Stuhl, und flüsterte ihm zu: „wenn es Euch gefällt, Señor, — der Mond ist eben aufgegangen, und scheint tageshell, — so bin ich bereit, Euch die nothwendige Genugthuung zu geben." — Heimbert nickte freundlich mit dem Kopfe, und die beiden Jünglinge verließen den Saal, von den holden Grüßen der nichts Böses ahnenden Bräute begleitet.

Während man durch des Gartens duftige Gehege hinschritt, seufzte Fadrique: „wir könnten sehr freudig hier wandeln, wenn ich meine Uebereilung nicht gethan hätte!" — „Ja wohl," sagte Heimbert, „aber es

ist nun einmal so, und kann nicht anders werden, dafern wir Beide fortfahren wollen, einander als Soldaten und Edelleute zu achten." — „Versteht sich!" entgegnete Fadrique, und sie beeilten sich, nach einer fernen Stelle des Gartens zu gelangen, von wo das Geklirre der zusammen treffenden Degen nicht bis in den heitern Verlobungssaal hinüber schwirren konnte.

Achtzehntes Kapitel.

Einhegend und verschwiegen standen ringsher blühende Gebüsche, man hörte keinen Laut mehr von der freudigen Gesellschaft, keinen Laut aus den belebten Straßen der Stadt herüber, nur hoch vom Himmel her schaute der Vollmond herein, den feierlichen Rund mit klarem Schein erhellend, es war der rechte Platz. Da zogen beide Hauptleute ihre leuchtenden Klingen aus der Scheide, und traten einander schlagfertig gegenüber. Doch ehe sie noch zum Kampfe ausfielen, zog ein schöneres Gefühl Einen in des Andern Arme; sie senkten zu gleicher Zeit die Klingen, und drückten brüderlich umarmend Brust an Brust. Dann aber machten sie sich entschlossen los, und der furchtbare Zweikampf begann.

Das waren nicht Waffenbrüder, nicht Freunde, nicht Schwäger mehr, die nun ihre blitzenden Stoßklingen gegen einander richteten. Mit der entschlossensten Kühnheit, aber auch mit der besonnensten Kaltblütigkeit, fiel man den Widersacher feindlich an, und schirmte zugleich die eigene Brust. Nach einigen heißen und gefahrdrohenden Gängen mußten die Fechter ruhen, und sahen sich während dem mit vermehrter Liebe an, Jedweder froh, den theuren Genossen so

rüstig und rühmlich zu erproben. Dann begann der verderbliche Wettstreit aufs neue.

Heimbert schleuderte mit der linken Hand Fadrique's Klinge, die ihm bei einem Terzstoß begegnete, seitwärts, aber die haarscharfe Schneide drang dabei durch den ledernen Handschuh, und jugendlich rasch stürzte sich das rosige Blut ihr nach. „Halt!" rief Fadrique, und sie untersuchten die Wunde, aber bald sie nur für unbedeutend erkennend, und sie mit einem Tuche verbindend, huben Beide mit unverminderten Kräften das Gefecht wieder an.

Nicht lange währte es, da fuhr Heimbert's Klinge gegen Fadrique's rechte Schulter, und der Deutsche, wohl fühlend, daß sein Stoß sitze, rief nun seinerseits Halt. Erst wollte Fadrique nichts von Verletzung wissen, aber bald tröpfelte auch ihm das Blut hervor, und er sah sich genöthigt, des Freundes sorgfältige Hülfsleistungen anzunehmen, doch zeigte sich die Wunde gleichfalls unbedeutend, der edle Spanier fühlte noch volle Kraft zur Führung des Degens in Faust und Arm, und nochmals erhub sich der Tod drohende Ehrenstreit in ritterlicher Gluth.

Da klirrte die nicht sehr entfernte Gartenpforte, und es trabte durch das Gesträuch heran wie Rossestritt. Beide Fechter ließen von ihrem ernsten Geschäfft ab, und wandten sich dem unwillkommnen Störer entgegen. Der ward im Augenblick auf einem hohen Streithengste zwischen den schlanken Pinien sichtbar, durch Tracht und Anstand einen Krieger zu erkennen gebend, und Fadrique nahm, als Wirth des Hauses,

das Wort, sprechend: „Señor, wie Ihr dazu kommt, so geradewegs in einen fremden Garten herein zu reiten, wollen wir ein ander Mal untersuchen. Für jetzt muß ich Euch nur bitten, uns jedweder weiteren Störung durch Eure augenblicklichste Entfernung zu überheben, und allenfalls mir Euren Namen zurück zu lassen." — „Wegreiten werde ich nicht," entgegnete der Fremde, „aber wie ich heiße, will ich Euch gern sagen. Ich bin der Herzog von Alba." — Und zugleich fiel durch eine Wendung des Rosses der helle Mondstrahl auf das lange bleiche Gesicht, aller Größe, Würde und Furchtbarkeit Wohnsitz. Die beiden Hauptleute neigten sich tief, und senkten ihre Waffen.

„Ich soll Euch kennen," fuhr Alba fort, sie mit seinen funkelnden Augen überblitzend. „Ja, wahrhaftig, ich kenne Euch gut, Ihr beiden jungen Helden aus der Schlacht vor Tunis. Gott sei gelobt und gepriesen, daß zwei so wackre Kriegsleute, die ich schon fast verloren gegeben hatte, noch am Leben sind; sagt mir nun aber, welche Ehrensache Eure tapfern Klingen wider einander gerichtet hat. Denn vor mir Eure ritterliche Angelegenheit zu offenbaren, werdet Ihr hoffentlich kein Bedenken tragen."

Es geschah nach des großen Herzogs Willen. Jeder von den edlen Jünglingen erzählte den Hergang, vom Abend vor der Einschiffung an, bis auf den gegenwärtigen Augenblick, während Alba im schweigenden Nachdenken, fast regungslos, wie eine Ritterbildsäule, in ihrer Mitte hielt.

Neunzehntes Kapitel.

Die Hauptleute hatten ihren Bericht schon lange geendet, und der Herzog schwieg noch immer, in tiefem Nachdenken, unbeweglich still. Endlich erhub er seine Stimme, und redete folgender Gestalt:

„So soll mir Gott helfen und sein heiliges Wort, als ich nach meinem besten Wissen und Gewissen Eure Ehrensache für rein ausgefochten halte, Ihr jungen Ritter. Zwei Mal habt Ihr wegen jenes empörenden Wortes, von Don Fadrique Mendes Lippen geflogen, wider einander in Waffen gestanden, und wenn freilich die unbedeutenden Wunden, die Ihr bis jetzt empfangen habt, nicht ausreichen, jenen entsetzlichen Ausdruck zu vergüten, so tritt doch Euer gemeinschaftliches Fechten vor Tunis, und die Rettung, welche Herr Heimbert von Waldhausen dem Don Fadrique Mendes in der Wüste angedeihen ließ, nachdem er ihm seine Braut erkämpft hatte, dermaßen ein, daß Ritter Waldhausen ermächtigt ist, einem Gegner, dem er sich so

herzlich erzeigte, jedwede Beleidigung zu verzeihen. Die alten römischen Historien erzählen uns von zwei Hauptleuten des großen Julius Cäsar, welche einen Ehrenstreit beilegten, und eine herzinnige Brüderschaft mit einander knüpften durch kühnes geselliges Fechten, und einander aushalfen in Mitten eines gallischen Heeres. Ich aber behaupte, Ihr Zwei habt mehr für einander gethan, und somit erkläre ich Eure Ehrensache für abgemacht und zu Ende. Steckt die Degen ein, und umarmt Euch in meiner Gegenwart."

Gehorsam dem Gebote ihres Feldhauptmanns, steckten die jungen Ritter ihr Gewehr für jetzt ein, aber ängstlich besorgt für jeden möglichen Schatten, der auf ihre Ehre fallen könne, zögerten sie mit der aussöhnenden Umarmung noch.

Da blickte sie der große Alba etwas unwillig an, und sagte: „vermeint Ihr denn, Ihr jungen Herren, ich könne das Leben zweier Kriegshelden auf Kosten ihrer Ehre erhalten wollen? Da hätte ich sie ja erst ganz unwiederbringlich todt geschlagen, und zwar alle Beide zugleich. Ich sehe aber wohl, daß man mit solchen Starrköpfen zu andern Maßregeln greifen muß."

Und alsbald war er vom Pferde, hatte es schnell an einen Baum gebunden, und trat nun, das gezückte Siegerschwerdt in der Rechten, zwischen die beiden Hauptleute, ausrufend: „wer irgend etwas dawider zu sagen hat, daß die Ehrensache Herrn Heim=

bert's von Waldhausen mit Don Fadrique Mendes ehrlich und rühmlich ausgefochten ist, hat es mit dem Herzog von Alba zu schaffen, auf Leben und Tod, und sollten die gegenwärtigen Ritter selbst etwas einzuwenden haben, so mögen sie sich melden; ich stehe als Verfechter meiner Ueberzeugung hier."

Da neigten sich die Jünglinge ergeben vor dem großen Ehrenrichter, und sanken einander in die Arme. Der Herzog aber umfaßte sie Beide mit einer liebevollen Innigkeit, die um so erquickender, ja bezaubernder, leuchtete, je seltner sie aus diesem strengen Gemüthe hervor brach. Dann führte er die Versöhnten zu ihren Bräuten zurück, und als diese, nach dem ersten freudigen Erstaunen über die Gegenwart des geehrten Feldherrn, vor den Blutstropfen auf den Kleidern der Jünglinge zurück bebten, sagte der Herzog lächelnd: „o Ihr künftigen Soldatenfrauen, Ihr müßt nicht erschrecken vor solchen Juwelen der Ehre. Eure Geliebten könnten Euch kein schöneres Geschenk zur Hochzeit bringen."

Der große Alba ließ es sich nicht nehmen, beider glücklichen Paare Brautvater zu sein, und ihnen noch am nächsten Tage das Fest ihrer Verbindung auszurichten. Alle lebten von da an in ungestörter, freudiger Eintracht, und wenn auch den Ritter Heimbert das deutsche Vaterland bald nachher zusammt der holden Gemahlin in seinen Schooß zurück rief, blieb man doch einander durch Briefe und Grüße nahe, und

noch späthin rühmten sich die Nachkommen des Herrn von Waldhausen ihrer Verwandtschaft mit dem edlen Geschlechte der Mendes, während dieses die Sage von dem tapfern und großmüthigen Heimbert immerdar feiernd bei sich erhielt.

Das

Galgenmännlein.

noch zuweilen rühmten sich die Nachkommen des Herrn von [illegible] ihrer Verwandtschaft mit dem edlen Geschlechte der [illegible], während dieses die Sage von dem zierlichen und großmüthigen Heinchen immerdar lebendig bei sich erhielt.

In Venezia, die weit und breit berühmte wälsche Handelsstadt, zog eines schönen Abends ein junger deutscher Kaufmann ein, Reichard geheißen, gar ein fröhlicher und kecker Gesell. Es gab eben zu der Zeit in deutschen Landen mannigfache Unruhe, um des dreißigjährigen Krieges willen; deshalben war der junge Handelsmann, der sich gern einen lustigen Tag machte, ganz besonders damit zufrieden, daß ihn seine Geschäffte auf einige Zeit nach Wälschland riefen, wo es nicht so gar kriegerisch zuging, und wo man, wie er gehört hatte, ganz köstlichen Wein, und viele der besten und wohlschmeckendsten Früchte antreffen sollte, noch der vielen wunderschönen Frauen zu geschweigen, von welchen er ein absonderlicher Liebhaber war.

Er fuhr, wie sie es dorten zu thun pflegen, in einem kleinen Schifflein, Gondel geheißen, auf den Kanälen umher, die es in Venezia statt der ordentlichen gepflasterten Straßen giebt, und hatte seine große Lust an den schönen Häusern, und den noch viel schöneren Weibsgestalten, die er oftmals daraus hervor blicken sah. Als er endlich gegen ein höchst

prächtiges Gebäu heran kam, in dessen Fenstern wohl zwölf der alleranmuthigsten Frauenzimmer lagen, sprach der gute junge Gesell zu einem der Gondolier, die sein Schifflein ruderten: „daß Gott! wenn es mir doch einmal so wohl werden sollte, daß ich nur ein Wörtlein zu einer von jenen wunderschönen Fräulein sprechen dürfte!" „Ei," sagte der Gondolier, „ist es weiter nichts als das, so steigt nur aus, und geht kecklich hinauf. Die Zeit wird Euch droben gewißlich nicht lang werden." Der junge Reichard aber sprach: „Du hast wohl Deine Lust daran, fremde Leute zu necken, und meinest, in mir so einen groben Gesellen zu treffen, der nach Deinen thörichten Worten thäte, und droben im Schlosse dann ausgelacht würde, oder wohl ausgewamſ't obendrein?" „Herr, lehrt mich die Sitten des Landes nicht kennen," sagte der Gondolier. „Thut nur nach meinem Rath, dafern Ihr's Euch gerne wohl sein laßt, und nehmen sie Euch nicht mit offnen, schönen Armen auf, so will ich meines Fährlohnes quitt und verlustig gehen."

Das schien dem jungen Burschen des Versuchens schon werth, auch hatte der Gondolier nicht eben gelogen. Die Schaar der liebreizenden Fräulein nahm den Fremden nicht allein holdseelig auf, sondern es führte ihn auch die, welche er für die Schönste aus ihnen hielt, in ihr eignes Gemach, wo sie ihn mit den auserlesensten Trink = und Eßwaaren bewirthete, und auch mit manchem Kuß, ja, ihm endlich ganz und gar zu Willen ward. Er mußte mehrmalen bei sich denken: „ich bin doch fürwahr in das alleranmuthigste

und wunderbarste Land gekommen, so es auf dem Erdboden giebt: zugleich aber kann ich auch dem Himmel nicht genugsamlich danken für die Anmuthigkeiten meiner Person und meines Geistes, vermittelst deren ich den fremden Damen so sehr gefalle."

Als er nun aber wieder von hinnen wollte, forderte ihm das Fräulein funzig Dukaten ab, und weil er sich darüber verwunderte, sagte sie: „ei, junger Fant, wie vermeint Ihr doch, Euch der schönsten Courtisane aus ganz Venedig so gar umsonst erfreut zu haben? Zahlt nur immer frisch, denn wer nicht vorher bedungen hat, muß sich den Preis gefallen lassen, den man von ihm begehrt. Wollt Ihr aber künftig wieder kommen, so gehabt Euch klüger, und Ihr könnt für eine Summe, wie es Euch heute gekostet hat, eine ganze Woche lang in allen Freuden leben."

Ach, wie verdrießlich es doch sein mag für Einen, der dachte, er habe eine Prinzessin erobert, wenn er nun merkt, daß es eine gar gemeine Buhlschaft war, und ihm noch eine so erkleckliche Summe dabei aus dem Geldbeutel gelockt wird! Der junge Gesell aber bewies sich nicht so ergrimmt, als wohl ein Andrer meinen sollte. Es war ihm mehr um eine gute Pflege seines Leibes zu thun, als um viele Preislichkeiten in seiner Historie, deshalben er sich denn nach geleisteter Zahlung in ein Weinhaus fahren ließ, um dorten wegzutrinken, was ihm noch etwa von Aerger im Kopfe herum zog.

Da nun der fröhliche Bursch auf solchen Wegen war, mogte es ihm auch nicht an gar zahlreicher und vergnügter Gesellschaft fehlen. Es ging manchen Tag fort in Saus und Braus, und zwischen lauter lustigen Gesichtern; ein einziges ausgenommen, das einem hispanischen Hauptmann zugehörte, der zwar allen den Späßen der wilden Bande, in die der junge Reichard sich begeben hatte, beiwohnte, aber meist ohne ein Wort zu verlieren, und mit einer recht gewaltsamen Unruhe auf allen Zügen seines finstern Antlitzes. Man litt ihn dabei gern, denn er war ein Mann von Ansehen und Vermögen, der sich nichts daraus machte, die ganze Gesellschaft oft mehre Abende hinter einander frei zu halten.

Dessen ohngeachtet, und ob sich der junge Reichard gleich nicht mehr so arg beschatzen ließ, wie am Tage seiner Ankunft in Venezia, begann ihm doch endlich das Geld auszugehen, und er mußte mit großer Betrübniß daran denken, daß ein so unerhört vergnügliches Leben nun bald für ihn ans Ende kommen müsse, dafern er nicht mit seinem vielen Verlustiren zuletzt all seines Geldes verlustig gehen wolle.

Die Andern wurden seiner Trübseeligkeit inne, zugleich auch der Ursache dazu, — wie sie denn dergleichen Fälle sehr häufig in ihrem Kreise erlebten, — und hatten ihren Spaß mit dem ausgebeutelten Kopfhänger, der es doch immer noch nicht lassen konnte, durch die Reste seines Seckels von dem anmuthigen Fliegengifte zu naschen. Da nahm ihn eines Abends der Hispanier bei Seite, und führte ihn mit unerwar-

teter Freundlichkeit in eine ziemlich öde Gegend der Stadt. Dem guten jungen Gesellen wollte schier angst dabei werden, aber er dachte zuletzt: „daß nicht mehr viel bei mir zu holen ist, weiß der Kumpan, und an meine Haut, dafern ihm drum zu thun wäre, müßte er doch immer erst die seinige setzen, welches er wohl für einen zu hohen Spielpreis halten wird."

Der hispanische Hauptmann aber, sich auf die Grundmauer eines alten, verfallenen Gebäudes setzend, nöthigte den jungen Kaufherrn neben sich, und hub folgendermaßen zu sprechen an: „es will mich fast bedünken, mein lieber, höchst jugendlicher Freund, als fehle es Euch an eben derselben Fähigkeit, welche mir über alle Maßen zur Last wird — an der Kraft nämlich, in jeder Stunde eine beliebige Summe Geldes herbei zu schaffen, und so fortfahren zu können nach Belieben. Das und noch viele andre Gaben in den Kauf lasse ich Euch für ein billiges Geld ab."

„Was kann Euch denn noch am Gelde liegen, indem Ihr die Gabe, es Euch zu verschaffen, los werden wollt?" fragte Reichard.

„Damit hat es folgende Bewandtniß," entgegnete der Hauptmann. „Ich weiß nicht, ob Ihr gewisse kleine Kreaturen kennet, die man Galgenmännlein heißt. Es sind schwarze Teufelchen in Gläslein eingeschlossen. Wer ein solches besitzt, vermag von ihm zu erhalten, was er sich nur Ergötzliches im Leben wünschen mag, vorzüglich aber unermeßlich vieles Geld. Dagegen bedingt sich das Galgenmännlein die Seele seines Be=

sitzers für seinen Herrn Luzifer aus, wofern der Besitzer stirbt, ohne sein Galgenmännlein in andre Hände überliefert zu haben. Dies darf aber nur durch Kauf geschehen, und zwar, indem man eine geringere Summe dafür empfängt, als man dafür bezahlt hat. Meines kostet mir zehn Dukaten; wollt Ihr nun neun dafür geben, so ist es Eu'r."

Während der junge Reichard sich noch besann, sprach der Hispanier weiter: „ich könnte Jemanden damit anführen, und es ihm für irgend ein andres Gläslein und Spielwerk in die Hände schaffen, wie mich denn selbsten ein gewissenloser Handelsmann auf gleiche Weise in dessen Besitz brachte. Aber ich denke darauf, mein Gewissen nicht noch mehr zu beschweren, und trage Euch den Kauf ehrlich und offenbar an. Ihr seid noch jung und lebenslustig, und gewinnt wohl mannigfache Gelegenheit, Euch des Dinges zu entledigen, dafern es Euch zur Last werden sollte, wie es mir heute solches ist."

„Lieber Herr," sagte Reichard dagegen, „wolltet Ihr mir's nicht für ungut nehmen, so mögte ich Euch klagen, wie oft ich in dieser Stadt Venezia bereits angeführt worden bin."

„Ei, Du junger, thörichter Gesell!" rief der Hispanier zornig, „Du darfst nur an mein Fest von gestern Abend zurück denken, um zu wissen, ob ich um Deiner lausigen neun Dukaten willen betrügen werde, oder nicht."

„Wer viel gastirt, verbraucht auch viel," versetzte der junge Kaufmann sittig, und nur ein Handwerk,

nicht aber ein Geldseckel hat einen güldnen Boden. Wenn Ihr nun Euren letzten Dukaten gestern ausgegeben hättet, könnten Euch heute meine vorletzten neune dennoch lieb sein."

„Entschuldige es, daß ich Dich nicht todtsteche," sagte der Hispanier. „Es geschieht, weil ich hoffe, Du werdest mir noch von meinem Galgenmännlein los helfen, und dann auch, dieweil ich gesonnen bin, Pönitenz zu thun, welche auf solche Weise nur erschwert und vergrößert würde."

„Mögten mir wohl einige Proben mit dem Dinge vergönnt sein?" fragte der junge Kaufherr auf das vorsichtigste."

„Wie ginge das an?" versetzte der Hauptmann. „Es bleibt ja bei Keinem, und hilft auch Keinem, als der es vorhero richtig und baar erstanden hat."

Dem jungen Reichard ward bange; denn es sah unheimlich aus auf dem öden Platz, wo sie in der Nacht beisammen saßen, ob ihn gleich der Hauptmann versicherte, er zwinge ihn zu nichts, wegen der bevorstehenden Buße. Jedoch schwebten ihm zugleich alle Freuden vor, die ihn nach dem Besitz des Galgenmännleins umgeben würden. Er beschloß also die Hälfte seiner letzten Baarschaft daran zu wagen, vorher jedoch versuchend, ob er nicht etwas von dem hohen Preise herunter handeln könne.

„Du Narr!" lachte der Hauptmann. „Zu Deinem Besten heischte ich die höchste Summe, und zum Besten

Bayerische Staatsbibliothek München

derer, die es nach Dir kaufen, damit es nicht Einer so früh für die allerniedrigste Münze der Welt erstehe, und unwiederbringlich des Teufels sei, weil er es ja dann nicht mehr wohlfeiler verkaufen kann."

„Ach laßt nur," sagte Reichard freundlich. „Ich verkaufe das wunderliche Ding wohl sobald nicht wieder. Wenn ich's also für fünf Dukaten haben könnte" —

„Meinetwegen," erwiederte der Hispanier. „Du arbeitest dem schwarzen Teuflein seine Dienstzeit um die letzte, verlorne Menschenseele recht kurz."

Damit händigte er dem jungen Gesellen gegen Bezahlung des Kaufschillings ein dünnes gläsernes Fläschchen ein, worin Reichard beim Sternenlichte etwas Schwarzes wild auf und nieder gaukeln sah.

Er forderte gleich zur Probe in Gedanken seine gemachte Auslage verdoppelt in seine rechte Hand, und fühlte die zehn Dukaten alsbald darin. Da ging er froh nach dem Wirthshause zurück, wo die andern Gesellen noch zechten, sich Alle höchlich verwundernd, wie die Beiden, welche erst eben so trübsinnig von ihnen geschieden waren, nun mit sehr heitern Angesichtern wieder herein traten. Der Hispanier aber nahm kurzen Abschied, ohne bei dem kostbaren Freudenmahle zu bleiben, welches Reichard, ob es gleich schon spät in der Nacht war, anzurichten befahl, es dem mistrauischen Wirthe voraus bezahlend, während durch die Kraft des Galgenmännleins ihm beide Taschen von immer neu herbei gewünschten Dukaten klingelten.

Diejenigen, welche sich selbst ein solches Galgenmännlein wünschen mögten, werden am besten beurtheilen können, welch ein Leben der lustige junge Gesell von diesem Tage an führte, es sei denn, daß sie sich dem Geize allzu unmäßig ergeben hätten. Aber auch ein vorsichtiges und frömmeres Gemüth mag leichtlich ermessen, daß es gar wild und verschwenderisch herging. Sein Erstes war, daß er die schöne Lukrezia — denn also nannte sich, frechen Spottes, seine frühere und kostbare Buhlschaft, — durch unerhörte Summen für sich ganz allein gewann, worauf er dann ein Schloß und zwei Villen erkaufte, und sich mit allen möglichen Herrlichkeiten der Welt umgab.

Es geschah, daß er eines Tages mit der gottlosen Lukrezia im Garten eines seiner Landhäuser am Rande eines schnellen, tiefen Bächleins saß. Viel ward geneckt und gelacht unter den zwei thörichten jungen Leuten, bis endlich Lukrezia unversehens das Galgenmännlein erwischte, das Reichard an einem güldnen Kettlein unter seinen Kleidern auf der Brust trug. Bevor er es noch verhindern konnte, hatte sie ihm das Kettchen losgenestelt, und hielt nun die kleine Flasche spielend gegen das Licht. Erst lachte sie über die wunderlichen Kapriolen des kleinen Schwarzen darinnen, dann aber schrie sie plötzlich voll Entsetzen: „pfui doch! das ist ja gar eine Kröte!" und schleuderte Kette und Flasche und Galgenmännlein in den Bach, der alles zusammen mit seinen reißenden Wirbeln sogleich dem Auge entzog.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der arme junge Gesell suchte seinen Schrecken zu verbergen, damit ihn seine Buhlin nicht weiter befrage, und ihn noch endlich gar wegen Zauberei vor Gericht ziehe. Er gab das ganze Ding für ein wunderliches Spielwerk aus, und machte sich nur, sobald es gehen wollte, von der Lukrezia los, um im Stillen zu überlegen, was nun am besten zu thun sei. Das Schloß hatte er noch, die Landhäuser desgleichen, und eine schöne Menge Dukaten mußte in seinen Taschen stecken. Gar freudig aber ward er überrascht, als er, nach dem Gelde fassend, die Flasche mit dem Galgenmännlein in die Hand bekam. Die Kette mogte wohl auf dem Grunde des Bächleins liegen, Flasche aber und Galgenmännlein waren richtig an ihren Herrn zurück gekommen. — „Ei," rief er jubelnd aus, „so besitze ich ja einen Schatz, den mir keine Macht der Erden rauben kann!" und hätte das Fläschlein beinahe geküßt, nur daß ihm der kleine gaukelnde Schwarze darin etwas allzu gräßlich vorkam.

War es jedoch bisher wild und lustig zugegangen, so trieb es Reichard nun noch zehn Mal ärger. Auf alle Potentaten und Regenten des Erdreichs blickte er mit Bedauern und Verachtung herab, überzeugt, daß Keiner von ihnen ein nur halb so vergnügtes Leben führen möge, als er. Man konnte in der reichen Handelsstadt Venezia fast nicht mehr so viele Seltenheiten an Speise und Trank zusammen bringen, als wie zu seinen schwelgerischen Banketen erfordert wurden. Wenn ihn irgend ein wohlmeinender Mensch darüber schelten oder ermahnen wollte, pflegte er zu

sagen: „Reichard ist mein Name, und mein Reichthum ist so hart, daß ihm keine Ausgabe den Kopf einzustoßen vermag." Gar unmäßig pflegte er auch oftmals über den hispanischen Hauptmann zu lachen, daß er einen so köstlichen Schatz von sich gegeben habe, und noch dazu, wie man höre, ins Kloster gegangen sei.

Alles auf dieser Erden aber währt nur eine Zeit. Das mußte denn der junge Gesell gleichfalls erfahren, und zwar um so früher, da er allen sinnlichen Genüssen auf das unmäßigste fröhnte. Eine tödtliche Ermattung überfiel seinen erschöpften Leib, dem Galgenmännlein zum Trotz, das er wohl zehn Mal am ersten Tage seiner Krankheit vergeblich um Hülfe anrief. Doch erschien keine Besserung, wohl aber in der Nacht ein verwunderlicher Traum.

Es kam ihm nämlich vor, als beginne unter den Arzneiflaschen, die vor seinem Bette standen, eine derselben gar einen lustigen Tanz, wobei sie den übrigen unaufhörlich klingend gegen die Köpfe und Bäuche rannte. Als Reichard recht hinsah, erkannte er die Flasche mit dem Galgenmännlein, und sagte: „Ei Galgenmännel, Galgenmännel, willst mir dies Mal nicht helfen, und rennst mir nun noch die Arznei in den Sand." Aber das Galgenmännlein sang heiser aus der Flasche zurück:

„Ei Reichardlein, ei Reichardlein,
Gieb Dich nur in die ew'ge Pein,
Und find' Dich hübsch geduldig drein.

Für Krankheit hilft nicht Teufelslist,
Für'n Tod kein Kraut gewachsen ist;
Ich freu mich drauf, daß mein Du bist."

Und damit machte es sich ganz lang und ganz dünne, und so fest Reichard die Flasche zuhielt, kroch es dennoch zwischen seinem Daumen und dem verpichten Pfropfen durch, und ward ein großer schwarzer Mann, der häßlich tanzte, mit Fledermausfittigen dazu schwirrend, und legte endlich seine behaarte Brust an Reichard's Brust, sein grinsendes Gesicht an Reichard's Gesicht, so fest, so innig fest, daß Reichard fühlte, er fange schon an ihm zu gleichen, entsetzt schreiend: „'nen Spiegel her! 'nen Spiegel her!"

Im kalten Angstschweiß wachte er auf, wobei es ihm noch vorkam, als laufe eine schwarze Kröte mit großer Behendigkeit seine Brust herunter in die Tasche seines Nachtkleides hinein. Er faßte grausend dahin, brachte aber nur das Fläschlein hervor, darin jetzo der kleine Schwarze wie abgemattet und träumend lag.

Ach, wie so gar lang bedünkte den Kranken der Rest dieser Nacht! Dem Schlafe wollte er sich nicht mehr anvertrauen, aus Furcht, er könne ihm den schwarzen Kerl wieder herein bringen, und dennoch traute er sich kaum die Augen aufzuschlagen, besorgend, das Unwesen laure wohl wirklich in einer Ecke des Gemachs. Hielt er wieder die Augen zu, so dachte er, er habe sich nun heimlich bis dicht vor ihn heran geschlichen, und riß sich von neuem entsetzt in die Höhe. Er schellte wohl nach seinen Leuten, aber die schliefen

wie taub, und die schöne Lukrezia ließ sich, seit er unpaß worden war, durchaus nicht mehr in seinem Zimmer sehen. So mußte er denn allein liegen in seinen Aengsten, die sich noch vergrößerten, weil er beständig denken mußte: „ach Gott, ist diese Nacht so lang, wie lang wird nicht die lange Nacht der Höllen sein!" Er beschloß auch, dafern ihn Gott bis morgen leben lasse, sich des Galgenmännleins gewißlich auf alle Weise zu entschlagen.

Als es denn nun endlich Morgen ward, überlegte er, durch das junge Licht in etwas ermuntert und gestärkt, ob er auch das Galgenmännlein bishero gehörig genutzt habe. Das Schloß, die Landhäuser, und allerhand Prunkstücke dünkten ihm nicht genug, er forderte daher aufs schleunigste noch eine große Menge Dukaten unter sein Kopfkissen, und sobald er den schweren Beutel dorten fand, dachte er mit Ruhe darauf, wem er das Fläschlein am besten verkaufen könne. Sein Arzt, wußte er, war ein großer Freund von all den seltsamen Kreaturen, die man in Spiritus aufbewahrt, und für eine solche verhoffte er auch das Galgenmännlein bei ihm anzubringen, weil der Doctor als ein frommer Mann sonsten nichts würde mit der Bestie zu schaffen haben wollen. Freilich spielte er damit einen bösen Streich, aber er dachte so: „besser eine kleinere Sünde im Fegefeuer abgebüßt, als dem Luzifer unwiderruflich für immer zu eigen geworden. Zudem ist Jedermann sich selbst der Nächste, und meine Todesgefahr gestattet keinen Aufschub."

Dabei blieb es auch. Er trug dem Medicus das Galgenmännlein an, welches eben wieder munter geworden war, und im Glase recht spaßhaft umher gaukelte, so daß der gelehrte Mann, begierig, eine so seltsame Naturgestaltung (als wofür er's hielt) näher zu beobachten, sich erbot, sie zu kaufen, dafern der Preis ihm nicht zu kostbar sei. Um wenigstens einigermaßen dem Gewissen ein Genüge zu thun, forderte Reichard so viel er konnte: vier Dukaten, zwei Thaler und zwanzig Groschen nach deutschem Gelde. Der Doktor aber wollte nur höchstens drei Dukaten geben, und meinte endlich, er müsse sich sonsten noch ein paar Tage bedenken. Da überfiel den armen jungen Gesellen die Todesangst von neuem; er gab das Galgenmännlein hin, und ließ durch seinen Diener die dafür gelösten drei Dukaten den Armen ausspenden. Das Geld aber unter seinem Kopfkissen bewahrte er, wie er am besten vermogte, vermeinend, darauf fundire sich nun sein ganzes zukünftiges Wohl oder Weh.

Die Krankheit nahm indeß höchst gewaltsam zu. Fast lag der junge Kaufherr im beständigen Fieberwahnwitz, und hätte er noch die Noth mit dem Galgenmännlein auf dem Herzen gehabt, wäre er gewiß in lauter Seelenangst zum Tode verdorben. So aber kam er denn endlich nach und nach wieder auf, und verzögerte seine gänzliche Wiederherstellung nur durch die Besorgniß, mit welcher er immer an die Dukaten unter seinem Kopfkissen dachte, die er seit den ersten lichten Augenblicken vergeblich dorten gesucht hatte. Anfänglich mogte er auch nicht gern Jemanden darum

fragen, als er es aber endlich dennoch that, wollte kein Mensch davon wissen. Er schickte zu der schönen Lukrezia, die in den gefährlichsten Stunden seiner Bewußtlosigkeit um ihn gewesen sein sollte, und sich jetzt zu ihrer ehemaligen Gesellschaft wiederum heim begeben hatte. Die aber ließ ihm zurück sagen, er möge sie in Frieden lassen; ob er denn ihr oder sonst einem Menschen von den Dukaten gesagt habe? Wisse Niemand darum, so werde es ja wohl nur Fiebertollheit sein.

Betrübt aufstehend, dachte er eben daran, wie er Schloß und Landhäuser zu Gelde machen könne. Da traten Leute herein, welche Quittungen über die gezahlte Kaufsumme aller seiner Besitzungen brachten, mit seinem Siegel und seiner Unterschrift versehen, denn er hatte in den Tagen seines Uebermuthes der garstig schönen Lukrezia Blankette gegeben, um damit nach ihrem Belieben zu thun, und mußte nun in seiner Ermattung das Wenige, so ihm hier noch gehörte, zusammen packen, um als ein halber Bettler auszuziehen.

Da kam noch dazu der Arzt, der ihn geheilt hatte, gar ernsten Antlitzes gegangen. — „Ei, Herr Doctor," schrie ihn der junge verdrießliche Gesell an, „wollt Ihr nun vollends nach Art Eurer Kollegen mit großen Rechnungen angezogen kommen, so gebt mir noch ein Giftpülverlein in den Kauf, denn ich weiß sonach ohnehin mein letztes Brod gebacken, dieweil ich kein Geld mehr haben werde, ein neues zu kaufen." —

„Nicht also," sagte der Medicus ernsthaft; „ich schenke Euch die Kosten Eurer ganzen Kur. Blos ein höchst seltnes Arzneimittel, das ich schon in jenen Schrank für Euch hingesetzt habe, und das Ihr zu Eurer künftigen Stärkung nothwendig gebraucht, sollt Ihr mir mit zwei Dukaten bezahlen. Wollt Ihr das?" —

„Ja von Herzen gern!" rief der erfreute Kaufherr und bezahlte den Doctor, der das Zimmer alsbald verließ. Als nun aber Reichard die Hand nur in den Schrank steckte, saß ihm auch schon die Flasche mit dem Galgenmännlein zwischen den Fingern. Darum her war ein Zettel gewunden, folgenden Inhalts:

Ich wollte Deinen Leib curiren,
Du meine Seele mir turbiren;
Jedoch mein Wissen, höher viel,
Erkannte bald Dein schnödes Ziel.
Laß Dir die Gegenlist gefallen;
Ich spiel' in Deine Hand vor Allen
Das Galgenmännlein Dir zurück,
Dem Galgenstrick zum Galgenglück.

Freilich empfand der junge Reichard einen großen Schrecken darüber, daß er nun abermals das Galgenmännlein erkauft habe, und zwar für einen schon sehr geringen Preis. Es war aber doch auch Freude mit dabei. Wie er des Dinges bald wieder ledig sein wolle, darüber hatte er eben keine großen Skrupel, er beschloß sogar, sich vermittelst desselben an der verbuhlten Spitzbübin Lukrezia zu rächen.

Und das fing er folgendergestalt an. Erst wünschte er sich in beide Taschen die Anzahl Dukaten, so er unter dem Kopfkissen liegen gehabt, verdoppelt, die ihn denn auch unverzüglich mit ihrem Gewicht beinahe zur Erde zog. Die ganze ungeheure Summe deponirte er bei dem nächsten Advokaten gegen einen gerichtlichen Schein, etwa nur ein hundert und zwanzig Goldstücke zurück behaltend, mit denen er sich nach dem Wohnorte der liederlichen Lukrezia hin begab. Da ward nun wieder getrunken, gespielt, narrirt wie einige Monate zuvor, und die Lukrezia erzeigte sich auch gegen den jungen Kaufherrn sehr freundlich, von wegen des Geldes. Dieser ließ nach und nach durch das Galgenmännlein allerhand artige Taschenspielerstreiche machen und zeigte es der erstaunten Buhlerin als ein solches Ding, wie sie ihm vordem eines ins Wasser geworfen, und wie er deren unterschiedliche besitze. Wie nun die Weiber sind, wollte sie alsbald auch so ein Spielwerk haben, und als der listige Gesell, gleichsam zum Scherze, Geld dafür verlangte, gab sie ihm ohne Bedenken einen Dukaten hin. Der Handel war geschlossen, der Reichard machte sich sobald als möglich zum Hause hinaus, um vom Advokaten einen Theil der anvertrauten Summe wieder abzuholen. Dorten aber gab es nichts einzukassiren; der Advokat machte große Augen und that sehr verwundert: er kenne den jungen Herrn gar nicht, sagte er. Als nun Reichard das Attestat aus der Tasche ziehen wollte, fand er blos ein leeres, unbeschriebenes Blatt. Der Advokat hatte seinen Schein mit solcher Tinte geschrieben, die nach

wenigen Stunden ohne alle Spur verbleicht. Der junge Gesell sah sich dahero abermals wider Vermuthen verarmt, und wäre ein Bettler gewesen, nur daß er noch etwa dreißig Dukaten von seinem verschwenderischen Schmause bei Lukrezien in der Tasche behalten hatte.

Wer ein allzu kurzes Bette hat, liege krumm; wer gar keines hat, behelfe sich auf der Erde; wer keinen Wagen zahlen kann, reite; wer kein Pferd hat, gehe zu Fuß. — Nach einigen Tagen des müßigen Umherlungerns merkte Reichard wohl, auf diese Weise gehe sein Geld vollends zu Ende, und er müsse sich nun schon entschließen, vor der Hand aus einem Kaufherrn ein Tabuletkrämer zu werden.

Er that sich denn um nach einem Kästlein zu dieser Handthierung, und erstand auch eines für den Rest seines Geldes, indem er im Durchschnitt um jedes Büchschen darin etwa vier Groschen nach deutscher Münze zahlte. Ei, wie so sauer kam es ihm an, den Riemen überzuhängen, und seine Waare in eben den Straßen feil zu bieten, wo er noch vor wenigen Wochen auf das allerherrlichste umher stolzirt war! Jedoch schöpfte er den Tag hindurch einen ziemlich freudigen Muth, da ihm die Käufer ordentlich entgegen gelaufen kamen, und ihm oftmals mehr boten, als er zu fordern gewagt hätte. — „Die Stadt ist dennoch sehr gut,“ dachte er bei sich, „und wenn es auf diese Weise fortgeht, kann mich eine kurze Mühseeligkeit wieder zum wohlhabenden Mann erheben. Dann reis' ich nach Deutschland zurück, und befinde mich um so viel

behaglicher, als ich schon einmal in des verfluchten Galgenmännleins Klauen gesteckt habe, und noch mit Verstand und Ueberlegung davon losgekommen bin."

Mit ähnlichen Gedanken lobte und labte er sich am Abend in der Herberge, wo er so eben seinen Kasten absetzte. Einige neugierige Gäste standen umher, von denen ihn Einer fragte: „was ist denn das für ein wunderliches Wesen, Gesell, das Ihr da in jenem Fläschlein habt, und das so kuriose Purzelbäume schießt?" — Entsetzt schaute Reichard hin, und sah nun erst, daß er unter den andern Büchslein unbewußt auch das mit dem Galgenmännlein wieder an sich gekauft habe. Eilig bot er es dem Frager an für drei Groschen, — ihm selbst kostete es nun ja nur viere, — eilig allen Gästen für denselben Preis. Sie ekelten sich aber vor dem häßlichen schwarzen Geschöpfe, von dem er ihnen keinen bestimmten Nutzen anzugeben wußte, und als er nicht nachlassen wollte mit Anerbietung seiner schlimmen Waare, jedwedes Gespräch aufs dringendste unterbrechend, wies man den überlästigen Kumpan sammt seinem Kasten und seiner schwarzen Bestie aus der Thür.

In voller Seelenangst machte er sich zu dem Verkäufer des Kästleins, und wollte ihm den kleinen Satan für einen niedern Preis wieder aufdringen. Aber der Mann war schläfrig, ließ sich auf die ganze Verhandlung gar nicht recht ein, und meinte endlich, wenn die häßliche Flasche durchaus wieder an ihren ersten Herrn solle, möge er damit zu der Buhldirne Lukrezia gehen; die habe ihm dieses Ding sammt an-

derm Spieltande verkauft. Ihn aber möge er ruhig schlafen lassen.

„Ach du liebster Gott," seufzte Reichard recht innerlich, wer doch auch so ruhig schlafen könnte!" Während er über einen großen Platz hinlief, um nach Lukrezia's Wohnung zu gelangen, war es ihm ganz eigentlich, als renne Jemand in der Nacht raschelnd hinter ihm drein, und packe ihn bisweilen ordentlich am Kragen. Entsetzt kam er durch eine von sonst ihm wohlbekannte Hinterthür in Lukrezia's Gemach. Die garstige Schöne saß noch bei einem lustigen Abendessen mit zwei fremden Buhlen auf. Man schalt erst über den unbescheidnen Krämer. Dann kauften ihm die Buhlen seinen Kram für die Courtisane fast leer, die ihn dabei wohl erkannte, und ihn in einem fort auslachte. Das Galgenmännlein aber wollte Niemand kaufen. Als er es wiederholt anbot, sagte Lükrezia: „Pfui! Hinaus mit dem garstigen Dinge! Ich hab's schon gehabt, und mich Tage lang dran geekelt. Darum verkauft' ich's auch für einige Groschen einem ähnlichen Lump als diesem, der mir's selber für einen Dukaten anschwatzte." — „Um Deines eignen zeitlichen Glückes willen," schrie der junge Kaufherr beängstigt, „Du weißt nicht, was Du von Dir stößest, Lukrezia, Du zornige, schöne Dirne. Laß mich nur fünf Minuten allein mit Dir sprechen, und Du kaufst mir das Fläschlein gewißlich ab."

Sie trat mit ihm ein wenig abseits, und er offenbarte ihr das ganze seltsamliche Geheimniß vom Galgenmännlein. Da aber fing sie erst recht heftig zu

schreien und zu schelten an. „Willst Du mich noch zum Narren haben, Du liederlicher Bettelmann?“ rief sie. Wenn es wahr wäre, hättest Du Dir gewiß was besseres vom Satan erwünscht, als diesen Kasten und diesen Riemen. Pack Dich hinaus! Und ob Du gleich lügst, will ich Dich dennoch, als einen Zauberer und Hexenmeister angeben. Da sollst Du wegen Deiner dummen Prahlereien verbrannt werden.“

Damit fielen noch die beiden Buhler, um sich ihrer Dirne gefällig zu erweisen, über den bestürzten jungen Gesellen her, und stießen ihn die Treppe hinunter, so daß er im Grimm über diese Schmach und in der Angst, als Hexenmeister verbrannt zu werden, nur eilte, alsbald aus der Stadt Venezia fortzukommen. Am folgenden Mittage hatte er auch deren Gebiet schon hinter sich, worauf er sie denn als die Ursacherin alles seines Unheils von der Gränze aus zu verfluchen begann.

Das Galgenmännlein sah ihm dabei aus der Tasche, und als er es in seinem heftigen Gestikuliren unversehens erwischte, rief er aus: „nun gut, Du nichtsnutziger Kerl; nun sollst Du mir dennoch nutzen, und zwar eben dazu, Dich desto geschwinder los zu werden!“

Und sofort wünschte er sich wieder eine ungeheure Menge Geld, noch viel mehr als das letzte Mal, und schlich nun, die schweren Taschen mühsam haltend, nach der nächsten Stadt hinein. Hier kaufte er einen glänzenden Wagen, miethete Lakaien, und eilte nun in Pomp und Wohlleben der großen Hauptstadt Roma zu, überzeugt, sein Galgenmännlein dorten ohne Zwei-

fel gut los zu werden unter dem Gewirre so vieler Menschen von den verschiedensten Wünschen und Sitten. So oft er indeß Dukaten ausgab, ließ er sie sich von dem Galgenmännlein gleich wieder zurück zahlen, damit er nach des Fläschleins Verkauf seine ganze Summe noch immer unversehrt beisammen habe. Ihm schien dies ein billiger Lohn für die Angst, welche er ausstand; denn nicht genug, daß sich ihm fast in jeder Nacht der häßliche, schwarze Mann aus jenem ersten Traume wieder verwandelnd an die Brust legte; — er sah auch wachenden Muthes das Galgenmännlein immer so toll vergnügt in der Flasche umher tanzen, als habe es nun seine Beute gewiß, und freue sich der bald gänzlich abgelaufenen Dienstzeit.

Kaum nun, daß ihn sein Reichthum und seine Verschwendung in die vornehmsten Gesellschaften der Stadt Roma eingeführt hatte, ließ ihm auch ein stets waches Entsetzen keine Zeit, schickliche Gelegenheiten zum Verkauf des Galgenmännleins abzuwarten. Ohne Unterschied bot er es jedem Menschen, den er sprach, für drei Groschen deutschen Geldes an, und ward bald, als ein wunderlicher Toller, das Gelächter aller Leute. Geld macht wohl Muth und giebt Freunde. Er war auch allerwärts mit seinem Reichthum recht gern gesehen; sobald er aber von seinem Fläschlein und den drei Groschen deutschen Geldes zu sprechen anfing, nickte man ihm höflich zu, und machte sich gleich darauf lächelnd von ihm los, weshalb er oftmals zu sagen pflegte: „des Teufels mögte man darüber werden; nur daß man es leider halb und halb schon ist.“

Es ergriff ihn endlich eine solche Verzweiflung, daß er es in der schönen Stadt Roma nicht mehr aushalten konnte, und den Entschluß faßte, sein Heil einmal im Kriege zu versuchen, ob er da des Galgenmännleins nicht ledig werden könne. Er hörte, daß zwei kleine italische Landschaften mit einander im Kampfe lägen, und bereitete sich ernstlich, zu einer von beiden Parten zu stoßen. Mit einem schönen, goldverzierten Küras, einem prächtigen Federhute, zwei auserlesenen leichten Jagdbüchsen, einem trefflichen, spiegelblanken Schwerdte und zwei zierlichen Dolchen versehen, ritt er auf einem spanischen Hengste aus den Thoren, drei gut bewehrte Diener auf tüchtigen Rossen hinter sich.

Wie mögte ein so wohl gerüsteter Kriegsmann, und der noch dazu erbötig ist, ohne Sold zu dienen, nicht gern von jeglichem Reiterhauptmann aufgenommen sein? Der wackre Reichard sah sich unverzüglich einer wackern Schaar beigesellt, und lebte eine Zeit lang im Lager so vergnügt, bei Trunk und Spiel, als es ihm seine große innre Beängstigung wegen des Galgenmännleins zuließ und die bösen Träume, die ihn allnächtlich verfolgten. Durch sein Ergehen zu Rom gewitzigt, nahm er sich nun wohl in Acht, die böse Waare so gar zudringlich anzubieten. Vielmehr hatte er noch keinem seiner Kameraden davon gesagt, um recht unversehens, wie im Scherz, einen desto leichtern Handel zu schließen.

Da knatterten eines schönen Morgens einzelne Schüsse aus den nahen Bergen. Die Kriegsleute,

welche eben mit Reichard würfelten, horchten auf; alsbald auch schmetterten die Trompeten, zum Aufsitzen blasend, durch das Lager. Nun ging es rasch auf die Pferde, rasch im geordneten Haufen trabend nach der Ebene an den Füßen der Berge zu. Droben sah man schon das Fußvolk beider Parteien in Dampf und Rauch; auf der Ebene stellten sich feindliche Reiter. Dem Reichard ward ganz lustig zu Muthe, wie sein spanischer Hengst unter ihm wieherte und sprang, seine Waffen freudig zusammen rasselten, die Führer riefen, die Trompeter bliesen. Ein feindlicher Reitertrupp machte sich gegen sie vor, um, schien es, den Aufmarsch zu hindern, zog sich aber vor der Uebermacht zurück, und Reichard sammt seinen treuen Dienern waren nicht die letzten, welche ihm nachjagten, sehr erfreut im Gefühl, die Verfolgenden und Gefürchteten zu sein. Da pfiff es mit einem Male wunderlich in der Luft über ihre Köpfe hin. Die Pferde stutzten; es pfiff zum zweiten Male, und ein Reiter wälzte sich mit seinem Roß, von der Falkonetkugel schwer getroffen, im Blute. Nun meinte Reichard: „beim großen Haufen ist es besser;" und wollte eben dahin reiten, als zu seinem Erstaunen der große Haufe schon dicht hinter ihm war, im Begriff, den Falkonetkugeln noch näher zu reiten. Eine Weile trabte der gute junge Gesell noch mit, aber als es rechts und links neben ihm mit vielen Kugeln in die Wiese schlug, und zugleich die feindlichen Reiter mit blanken Klingen in zahlreichen Schaaren heran trabten, dachte er: „ei, wie hab' ich doch thöricht gehandelt, mich hierher zu begeben! Auf-

diese Weise bin ich doch dem Tode noch viel näher, als im Krankenbette, und erreicht mich eine von diesen vermaledeiten, pfeifenden Bestien, bin ich des Galgenmännleins und seines Luzifers Beute auf ewig." — Und kaum noch hatt' er es ausgedacht, so war der spanische Hengst auch schon herum geworfen, und es ging im unbändigsten Jagen rückwärts nach einem nicht weit entlegenen Walde zu.

Unter den hohen Bäumen hin spornte er sein Roß so lange wild umher, ohne Weg und Steg, bis es endlich in Erschöpfung stille stand. Da stieg auch er ermattet herunter, schnallte sich Küras und Wehrgehenke, dem Pferde Hauptgestell und Sattel los, und sagte, indem er sich lang in das Gras streckte: „ei, wie so wenig schicke ich mich doch zum Soldaten, am mindesten mit dem Galgenmännlein in der Tasche!" — Er wollte nun überlegen, was weiter für ihn anzufangen sei, fiel aber dabei in einen tiefen Schlaf.

Nach wohl mehren Stunden ruhigen Schlummers drang es wie ein Geflüster von Menschenstimmen und Geräusch von Menschentritten in sein Ohr. Er senkte sich aber, auf dem kühlen Platze behaglich liegend, absichtlich noch immer tiefer in seine Schlaftrunkenheit hinein, und wollte von dem Geräusche nicht eher etwas wissen, bis eine Stimme donnernd auf ihn hinein schrie: „bist Du schon todt, Sackermenter? Sag's nur gleich, daß man nicht unnöthig seinen Schuß Pulver verplatzt." — Aufblickend sah der unsanft erweckte Gesell eine gespannte Muskete auf sei-

ner Brust. Der sie hielt, war ein grämlicher Fußknecht, deren Andre umher standen, die sich bereits seiner Waffen, wie auch seines Pferdes und Mantelsackes bemächtigt hatten. Er bat um Gnade, und schrie vorzüglich in höchster Seelenangst: „wenn man ihn absolut todt schießen wolle, möge man ihm mindestens vorher das Fläschlein in seiner rechten Wamstasche abkaufen." — „Dummer Gesell, lachte einer von den Fußknechten, „abkaufen will ich's Dir nicht, abnehmen aber sonder allen Zweifel." Und damit hatte er das Galgenmännlein bereits erwischt, und in seinen Busen gesteckt. „In Gottes Namen!" sagte Reichard dazu. „Wenn Du die Bestie nur behalten kannst. Aber ungekauft bleibt sie nicht bei Dir." Die Kriegsknechte lachten, und zogen mit Roß und Sachen fort, ohne sich um den, welchen sie für einen Halbverrückten hielten, weiter zu bekümmern. Er aber suchte in seinen Taschen, und fand das leidige Galgenmännlein richtig wieder darin. Da rief er ihnen nach, und zeigte das Fläschlein. Erstaunt griff der, welcher es ihm genommen hatte, in den Busen, und da er es nicht fand, lief er zurück, es sich von neuem zu holen. — „Ich sage Dir ja," sagte Reichard betrübt, „es bleibt nicht auf solche Weise bei Dir. Wende doch nur die wenigen Groschen daran." — „Ja, Taschenspieler!" lachte der Soldat; „auf die Manier sollst Du mir nichts von meinem wohl erworbenen Eigenthume los narriren." Und den Andern nachlaufend, behielt er das Fläschlein achtsam in der Hand. Plötzlich aber stand er still, und rief: „tausend! da ist es

mir ja dennoch fortgeglitscht.“ Während er nun im Grase suchte, rief ihm Reichard zu: „Komm doch nur her. Es steckt ja schon wieder in meiner Tasche!“ — Weil es nun der Kriegsmann also befand, bekam er erst rechte Lust zu dem spaßhaften Dinge, das sich — wie es gewöhnlich that, wenn es verhandelt ward — höchst lustig und freudenvoll erwies, denn freilich rückte es durch einen solchen Aktus dem Ende seiner Dienstzeit immer näher. — Die geforderten drei Groschen schienen aber dem Fußknecht zu viel, worauf Reichard ungeduldig sagte: „nun, Geizhals, wenn Du so willst; mir kann es schon recht sein. Gieb mir denn einen Groschen, und nimm Dein erkauftes Gut.“ Da ward der Handel geschlossen, das Geld gezahlt, der kleine Satanas überliefert. — Während die Kriegsleute noch stehen blieben, das Ding betrachtend und belachend, überlegte Reichard sein künftiges Geschick. Mit leichtem Herzen stand er nun da, aber auch mit leichten Taschen, und ohne Aussicht auf irgend einen guten Erwerb; denn zu der Reiterschaar, wo noch seine Diener mit Waffen und Pferden waren und vielem Gelde, traute er sich nicht zurück. Theils schämte er sich seiner schändlichen Flucht, theils auch dachte er gar, man würde ihn dort nach militärischem Recht als einen Ausreißer erschießen. Da fiel es ihm ein, ob er nicht gleich mit den gegenwärtigen Fußknechten zu ihrer Schaar gehen wolle. Aus ihren Reden hatte er wohl abgenommen, daß sie der andern Partei dienten, wo ihn Niemand wieder erkennen mogte, und das Leben an eine gute Beute zu wagen, fühlte er sich jetzt, des

Galgenmännleins und aller Baarschaft ledig, trotz jenes unglücklichen Kriegsanfanges, ziemlich aufgelegt. Er gab seinem Verlangen Worte, man schlug ein, und und er ging mit den neuen Kameraden nach ihrem Lager heim.

Der Hauptmann machte eben nicht viel Umstände, einen schlanken, kräftig gewachsenen Burschen, wie der Reichard war, einzustellen, und er lebte nun als Fußknecht sein Leben eine ganze Zeit lang fort. Dabei ward ihm aber oftmals trübseelig zu Muthe. Seit dem letzten Gefecht standen die Heere einander unthätig gegenüber, weil zwischen beiden Staaten unterhandelt ward. Da gab es nun freilich keine Todesgefahr, aber auch eben so wenig Gelegenheit zum Beutemachen und Plündern. Man mußte still und friedlich im Lager leben von dem schwachen Sold, und den eben so schmal ausgetheilten Eßwaaren. Dazu kam, daß die mehrsten Fußknechte sich in der vergangnen Kriegszeit reich gestohlen hatten, und Reichard, der einst so verwöhnte Kaufherr, fast der einzige unter königlich Lebendenden war, der sich gleichsam als ein Bettler behelfen mußte. Natürlich ward er eines solchen Lebens gar bald überdrüssig, und als er einstmals seinen geringen Monatssold in der Hand wog, — zu wenig, davon vergnügt zu leben, zu viel, um gar nichts damit zu versuchen, — beschloß er, in das Marketenderzelt zu gehen, es in Probe stellend, ob nicht die Würfel ihm günstiger sein würden, als bishero Handel und Krieg.

Das Spiel nahm seinen gewöhnlichen buntscheckigen Gang: jetzo gewonnen, nächstens verloren, und

währte so bis tief in die Nacht hinein, wobei auch nicht wenig getrunken ward. Endlich aber schlugen sich alle Würfe gegen den halb berauschten Reichard um; seine Löhnung war verspielt, und es wollte ihm Niemand auch nur auf einen Heller Kredit mehr geben. Da suchte er in allen Taschen umher, ja, als er nirgends etwas fand, zuletzt in seiner Patrontasche, wo er aber auch nichts antraf, als eben die Patronen. Diese nun zog er hervor, und bot sie den Spielenden zum Satz an; sie wurden gehalten, und eben, als schon die Würfel rollten, sah der berauschte Reichard erst, daß ihm derselbe Soldat den Satz halte, der ihm früher das Galgenmännlein abgekauft hatte, und vermöge dessen wohl zweifelsohn gewinnen mußte. Er wollte Halt! rufen, aber die Würfel lagen schon, und hatten zu seines Gegners Vortheil entschieden. Fluchend ging er aus der Gesellschaft, in der dunkeln Nacht zu seinem Zelte zurück. Ein Kamerad, der gleichfalls sein Geld verspielt hatte, aber nüchterner geblieben war, als er, faßte ihn unter den Arm. Dieser fragte ihn unterwegens, ob er denn auch noch vorräthige Patronen in seinem Zelte habe? — „Nein," rief der ergrimmte Reichard; „hätt' ich des Zeuges noch, holt' ich mir's wohl zum weitern Spiel." — „Ja," sagte der Kamerad, „so mußt Du machen, daß Du neue kaufst, denn kommt der Kommissar zur Musterung, und findet gar keine Patronen bei einem besoldeten Fußknecht, so läßt er einen solchen erschießen." — „Donner! das wäre dumm," fluchte Reichard. „Ich hab' nicht Patronen, nicht Geld." —

„Ei," entgegnete der Kamerad, „vor künftigem Monat kommt auch der Kommissarius nicht." — „Ho, dann ist's gut," dachte der Reichard, „gegen des krieg' ich wieder Sold, und kaufe mir Patronen nach Herzenslust." Damit sagten sich die Beiden gute Nacht, und Reichard begann seinen Rausch auszuschlafen.

Er hatte aber noch nicht lange gelegen, da rief der Korporal vor dem Zelte: „He! Morgen giebt's Musterung; mit Anbruch des Tages wird der Herr Kommissarius im Lager sein." — Da war dem Reichard sein Schlaf gar plötzlich abgeschüttelt. Die Patronen wirrten ihm durch den noch halb trunknen Sinn. Er fragte ängstlich bei den Zeltkameraden umher, ob ihm Niemand welche leihen wolle, oder auf Borg verkaufen? Die aber schalten ihn einen nachtschwärmerischen Trunkenbold, und wiesen ihn auf seine Streu zurück. In der größten Angst, am Morgen wegen der Patronen erschossen zu werden, suchte er in all seinen Kleidungsstücken nach Geld umher, konnte aber dessen nicht mehr, als fünf Heller finden. Damit lief er nun ungewissen Trittes in der finstern Nacht von Zelt zu Zelt, und wollte Patronen kaufen. Einige lachten, Andre schimpften, Niemand aber gab ihm auch nur Antwort auf sein Begehr. Endlich kam er zu einem Zelte, woraus ihm die Stimme des Soldaten entgegen fluchte, der ihm gestern die Patronen abgewonnen hatte. — „Kamerad," schrie Reichard beweglich, „Du mußt mir helfen oder Niemand. Du hast mir gestern Alles abgenommen, mich früher auch schon einmal plündern helfen. Findet nun morgen der Kommissa-

rius keine Patronen bei mir, so läßt er mich erschießen. Dann bist Du an all meinem Elend Schuld. Drum schenke mir welche, oder borge mir welche, oder verkaufe mir welche." — „Schenken und borgen hab' ich verschworen," entgegnete der Fußknecht, „aber um nur Ruhe vor Dir zu kriegen, will ich Dir Patronen verkaufen. Wie viel Geld hast Du denn noch?" — „Fünf Heller nur," antwortete Reichard trübseelig. — „Nun," sagte der Soldat, „auf daß Du sehen magst, ich sei ein kameradschaftlicher Kerl: da hast Du fünf Patronen für Deine fünf Heller, aber nun lege Dich aufs Ohr, und laß mich und das Lager zufrieden." Er reichte ihm die Patronen zum Zelte heraus, Reichard ihm das Geld hinein, und schlief alsdann auf die ausgestandene Angst ruhig bis gegen Morgen.

Die Musterung ward gehalten, Reichard kam mit seinen fünf Patronen durch; gegen Mittag fuhr der Kommissarius ab, und die Fußknechte rückten wieder ins Lager. Aber die Sonne brannte ganz unerträglich durch die Zeltleinewand, Reichard's Kameraden gingen in das Marketenderzelt, er selbst blieb mit leeren Taschen bei einem Stück Kommisbrodt sitzen, vom gestrischen Rausche und der heutigen Anstrengung matt und krank. „Ei," seufzte er, „hätte ich doch nur jetzo einen von all den Dukaten, die ich ehemals in so gar thörichtem Muthe verschwendete!" — Und kaum noch hatt' er's ausgewünscht, da lag ein schöner, blanker Dukaten in seiner linken Hand. Ein Gedanke an das Galgenmännlein schoß ihm durch den Sinn, alle Freude verbitternd, so er über das gewichtige Gold-

stück empfand. Da trat eben der Kamerad, welcher ihm zur Nacht die Patronen abgelassen hatte, unruhig ins Gezelt. „Freund," sagte er, „das Fläschlein mit dem kleinen Schwarzgaukler, — Du weißt ja wohl, ich erkaufte es damals im Walde von Dir, — ist mir fortgekommen. Hab' ich es Dir vielleicht unversehens für eine Patrone mit gegeben? In Papier hatt' ich es auch eingewickelt, und bei meinen Patronen lag es." Reichard suchte ängstlich in seiner Patrontasche, und beim ersten Papierloswickeln bekam er den furchtbaren Diener im schmalen Gläslein in die Hand. „Nun, das ist gut," sagte der Soldat. „Ich hätte das Ding ungern gemißt, so widerwärtig es auch aussieht; mir ist immer, als brächt' es mir ganz absonderliches Glück im Spiel. Da, Kamerad, nimm Deinen Heller wieder, und gieb mir die Kreatur." Eiligst willfahrete Reichard diesem Begehren, und der Fußknecht eilte vergnügt nach dem Marketenderzelt.

Aber dem armen Reichard war abscheulich zu Muthe, seitdem er das Galgenmännlein nur wieder gesehen, ja es sogar in den Händen gehabt, und mit sich herum getragen hatte. Aus jeder Falte seines Zeltes, dachte er, müsse es ihn angrinsen, und ihn vielleicht gar unversehens im Schlaf erdrosseln. Den herbei gewünschten Dukaten warf er ängstlich von sich, so sehr er auch einer Labung bedürftig gewesen wäre, und endlich trieb ihn die Furcht, das Galgenmännlein könne sich in solcher Nähe wieder bei ihm einnisten, gar aus dem Lager fort, trieb ihn dem einbrechenden Abend entgegen, in die dichtesten Waldschatten hinein,

wo er, von Schrecken und Müdigkeit erschöpft, an einer wüsten Stätte niedersank. „O mir!” seufzte er lechzend, „nur eine Feldflasche mit Wasser, auf daß ich nicht verschmachten mögte.” Und eine Feldflasche mit Wasser stand neben ihm. Erst nachdem er begierig einige Züge daraus gethan, forschte er, woher sie auch komme. Da trat ihm das Galgenmännlein wieder vor den Sinn; ängstlich faßte er in seine Taschen, und das Fläschlein dort fühlend, sank er, von Entsetzen aufgelöst, in einen ohnmächtigen Schlaf zurück.

Während dessen besuchte ihn der sonst gewöhnliche, gräßliche Traum, wie sich das Galgenmännlein lang und immer länger aus der Flasche ziehe, und sich grinsend an seine Brust lege. Er wollte wohl dawider sprechen, dieweil es nicht ihm mehr angehöre, aber das Galgenmännlein sagte, hohl zurück lachend: „Hast mich ja für 'nen Heller gekauft; mußt mich ja nun für weniger verkaufen; gilt ja sonsten der Handel nicht.”

Da fuhr er mit kaltem Entsetzen in die Höhe und glaubte wieder den Schatten zu sehen, der sich in seine Tasche nach dem Fläschlein zog. Halb toll schleuderte er dieses einen nahen Felssturz hinab, fühlte es aber gleich darauf wieder in seiner Tasche. „O weh, o weh!” schrie er laut durch den nächtlichen Wald; „einst war das meine Lust, mein Hort, daß es immer wieder zu mir kam, aus den Wellen, aus der Tiefe zurück; nun ist eben das mein Jammer, ach wohl

mein ewiger Jammer!" Und zu laufen begann er durch das schwarze Gebüsch, rannte gegen Baum und Gestein in der Finsterniß an, und hörte auf jedem Schritt das Fläschlein in seiner Tasche klingen.

Mit Tagesanbruch gelangte er auf eine frische, lustig angebaute Ebene hinaus. Ihm ward ganz wehmüthig ums Herz, und er fing an zu hoffen, all das tolle Zeug könne wohl nur ein wahnwitziger Traum sein; vielleicht finde er das Glas in seiner Taschen als ein andres, ganz gewöhnliches. Es heraus ziehend, hielt er es gegen die Morgensonne. Ach Gott, da tanzte das schwarze Teuflein zwischen ihm und dem freundlichen Licht; ordentlich die kleinen, misgestalteten Arme wie Zangen nach ihm ausbreitend. Mit einem lauten Schrei ließ er's fallen, um es gleich darauf wieder in der Tasche klirren zu hören. — Vor Allem lag ihm nun einzig daran, eine Münze unter Hellerswerth zu erfragen, er konnte aber deren nirgends eine auftreiben, so daß ihm jegliche Hoffnung zum Verkaufe des abscheulichen Knechtes schwand, der nun bald sein Herr zu werden drohete. Heischen wollte er von dem Gräßlichen nichts mehr, zu jedweder Unternehmung nahm die entsetzliche Angst ihm so Kraft als Besinnung, und so bettelte er sich denn durch das Land Italia auf und nieder. Weil er nun so höchst verstört aussah, und dabei immer nach halben Hellern fragte, hielt man ihn aller Orten für verrückt, und hieß ihn nur den tollen Halbheller, unter welchem Namen er bald weit und breit bekannt ward.

Man sagt, es fliegen bisweilen die Geier den Rehen oder anderm jungen Gewild in den Nacken, und hetzen so das arme Thierlein todt, welches in seinem geängsteten Lauf den häßlichen, beißigen Feind mit sich umher trägt durch Wald und Geklüft. Auf eine ähnliche Weise erging es dem armen Reichard mit seinem Satansgaukler in der Taschen, und weil es gar zu kläglich und erbarmungswerth war, wie er sich damit abquälte, will ich Euch von dem Leid seiner langen, hülflosen Flucht nichts mehr erzählen, wohl aber, was ihm nach mehren Monden auf derselben begegnete.

Er hatte sich nämlich eines Tages in Mitten wilder Gebirge verirrt, und saß nun still und betrübt neben einem kleinen Wässerlein, das, durch verwachsenes Gesträuch herunter sickernd, gleichsam mitleidig zu seiner Erquickung her zu dringen schien. Da hallte ein gewaltiger Rossestritt über des Bodens felsiges Gestein, und auf einem hohen, schwarzen, wild aussehenden Pferde reitend, kam ein sehr großer Mann, äußerst häßlichen Antlitzes, in ganz blutrothen, prächtigen Kleidern, gegen die Stelle hervor, wo Reichard saß. „Was so betrübt, Gesell?" redete er den innerlich erbebenden, Unheil ahnenden Jüngling an. „Ich sollte meinen, Du seist ein Kaufmann. Hast Du etwa zu theuer eingekauft?"

„Ach nein, zu wohlfeil vielmehr;" entgegnete Reichard mit leiser, zitternder Stimme.

„So kommt es mir auch vor, mein lieber Kaufherr!" schrie der Reiter mit einem entsetzlichen Lachen.

„Und hast Du etwan so ein Dinglein zu verkaufen, das man Galgenmännlein heißt? Oder irrt' ich mich, wenn ich Dich für den verrufnen, tollen Halbheller ansehe?"

Kaum vermogte der arme junge Bursche ein leises: „ja der bin ich," über seine bleichen Lippen zu bringen, mit jedem Augenblicke erwartend, daß sich des Reiters Mantel zu bluttriefenden Fittigen gestalte, seinem Hengst ein nächtlich schwarzes Schwunggefieder, von Höllengluthen durchblitzt, hervor sprosse, und es im Fluge fortgehe mit ihm Unseeligen zu dem Wohnsitz ewiger Qual.

Aber der Reiter sagte mit etwas gemilderter Stimme und weniger gräßlichen Geberden: „ich merke schon, für wen Du mich ansiehst. Doch sei getrost, ich bin es nicht. Vielmehr mag ich Dich vielleicht von ihm erlösen, denn ich suche Dich schon seit vielen Tagen auf, um Dir Dein Galgenmännlein abzukaufen. Freilich hast Du vermaledeit wenig dafür gegeben, und ich selbsten weiß keine geringere Münze aufzutreiben. Aber höre zu, und folge mir. Auf der andern Seite der Berge wohnt ein Fürst, ein junger, lockerer Bursche. Dem hetz' ich morgen ein gräßliches Unthier auf den Hals, sobald ich ihn von seinem Jagdgefolge werde fortgelockt haben. Harre Du hier bis Mitternacht, und geh' alsdann, — eben wenn der Mond ob jenem Felsenzacken steht, — mäßigen Schrittes die finstre Kluft zur Linken entlang. Verweile Dich nicht, eile Dich nicht, und Du kommst eben zur Stelle, wenn

das Unthier den Fürsten unter seinen Tatzen hat. Greif es nur furchtlos an, es muß Dir weichen, und sich vor Dir das schroffe Meerufer hinunter stürzen. Dann begehre vom dankbaren Fürsten, daß er Dir ein paar Halbheller schlagen lasse, wechsle mir zwei aus, und für einen davon wird das Galgenmännlein mein."

So sprach der gräßliche Reiter, und ohne Antwort abzuwarten, ritt er in die Büsche langsam hinein.

„Wo find' ich Dich aber, wenn ich die Halbheller habe?" schrie Reichard ihm nach.

„Am Schwarzbrunnen!" rief der Reiter zurück. „Jede Kindermuhme hier kann Dir sagen, wo der liegt."

Und mit langsamen, aber weit ausgreifenden Schritten trug das häßliche Roß seine häßliche Bürde fort.

Für Einen, der so gut als Alles verspielt hat, giebt es kein Wagestück mehr; deshalben sich auch der Reichard in seiner betrübten Verzweiflung entschloß, dem Rathschlage des furchtbaren Reiters Folge zu leisten.

Die Nacht brach ein, der Mond stieg auf, und stellte sich endlich rothfunkelnd über den bezeichneten Felsenzacken hin. Da erhob sich zitternd der bleiche Wandersmann, und schritt in die dunkle Kluft hinein. Freudlos und dunkel sah es drinnen aus, nur selten vermogte ein Mondenstrahl über die hohen Klippen zu beiden Seiten herein zu sehen, auch dunstete es in dem eingeengten Orte, wie Grabesgeruch, sonsten aber ließ sich nichts Unheimliches verspüren. Der Reichard fühlte

sich auf diese Weise zum Weilen nicht verlockt, eher zum Eilen, aber auch dies unterließ er, des Reiters Weisung getreu, und entschlossen, nichts durch seine Schuld von dem Fädlein reißen zu lassen, welches ihn an Licht und Hoffnung noch anknüpfe.

Nach mehren Stunden funkelten einige rothe Morgenlichtlein auf seinen dunkeln Weg, frische tröstende Lüfte hauchten seinem Antlitz entgegen. Aber eben, als er aus dem tiefen Pfade hervor stieg, und sich an der frischen Waldgegend ergötzen wollte, und am blauen Geflimmer des Meeres, das sich unfern von ihm ausdehnte, störte ihn ein ängstliches Geschrei. Umblickend sah er, wie ein abscheuliches Thier einen jungen Mann im reichen Jägerkleide am Boden liegend unter sich hatte. Des Reichard erste Bewegung war wohl, zur Hülfe zu eilen; nur als er die Bestie recht ins Auge faßte, und sah, daß sie einem ungeheuern, griesgrämischen Affen gleich sah, der noch überdies ein gewaltiges Hirschgeweih auf dem Kopfe trug, verließ ihn aller Muth, und er stand im Begriff, dem jämmerlichen Hülfsgeschrei des Gefällten ungeachtet, wieder in seine Kluft zurück zu kriechen. Da fiel es ihm erst recht wieder ein, was der Reiter gesagt hatte. Von der Angst vor ewigem Verderben getrieben, lief er mit seinem Knotenstock auf das Affen-Ungeheuer zu. Dieses wiegte eben den Jäger in seinen Vordertatzen, es schien, um ihn empor zu schleudern, und dann mit dem Geweihe aufzufangen. Als sich aber Reichard nur eben nahte, ließ es seine Beute fallen und lief mit einem häßlichen Gepfeif und Ge-

krächz davon, der keck gewordene Reichard ihm nach, bis es vom hohen Meeresstrand hinunter stürzte, ihm noch ein abscheuliches Gesicht zufletschend, und dann unter den Wellen verschwindend.

Nun ging der junge Gesell triumphirend zu dem erretteten Jägersmann zurück, der sich ihm auch nach Erwarten als regierender Fürst dieser Gegend kund gab, seinen Schützer für einen gar freisamen Helden ausschreiend, und ihn bittend, er möge nur dreist irgend einen Lohn von ihm fordern, so hoch er in seinen Kräften stehe.

„Ja?" fragte der Reichard hoffnungsvoll, „ist das Euer Ernst? Und wollt Ihr mir bei Eurer fürstlichen Ehre nach Vermögen zu dem verhelfen, darum ich Euch bitten werde?"

Der Fürst bejahte es abermals aufs freudigste und zuversichtlichste.

„Nun denn," rief Reichard inbrünstig flehend aus, „so laßt mir doch um Gotteswillen ein paar Halbheller gültiger Münze schlagen, wenn's auch nicht mehr, als zwei sind."

Während ihn der Fürst noch voll Erstaunen ansah, waren einige seines Gefolges herbei gekommen, denen er alles Vorgefallne erzählte, und von welchen Einer alsbald in Reichard den wahnsinnigen Halbheller, den er schon sonst gesehen, wieder erkannte.

Da fing der Fürst an, zu lachen, und der arme Reichard umschlank beängstigt sein Kniee, schwörend, es sei um ihn gethan, ohne die Halbheller.

Der Fürst aber entgegnete, noch immer lachend: „steh nur auf, Gesell, Du hast mein Fürstenwort, und wenn Du darauf bestehst, laß ich Dir Halbheller schlagen, so viel Du Lust hast. Sind Dir aber Drittelheller eben so lieb, so braucht's keiner Münzerei deswegen, denn die Gränznachbaren behaupten, meine Landesheller wären so leicht, daß drei davon auf einen andern gewöhnlichen gingen."

„Wenn das nur gewiß ist," sagte der Reichard zweifelnd.

„Ei," entgegnete der Fürst, „Du würdest der Erste sein, dem sie allzu gut schienen. Sollte es Dir aber dennoch begegnen, so gebe ich hiermit mein feierlichstes Wort, Dir noch schlechtere schlagen zu lassen, vorausgesetzt, daß es möglich ist."

Und damit hieß er dem Reichard durch einen Bedienten einen ganzen Seckel Landesheller geben. Der lief damit, wie gejagt, nach der nahen Gränze, und ward ein so froher Mensch, als er seit langen Zeiten nicht gewesen war, da man ihm im ersten Wirthshause des benachbarten Landes nur ungern und zögernd einen gewöhnlichen Heller für drei fürstliche gab, die er zur Probe verwechselte.

Nun fragte er auch sogleich dem Schwarzbrunnen nach; aber einige Kinder, die in der Gaststube spielten, liefen darüber schreiend hinaus. Der Wirth belehrte ihn, selbst nicht ohne Schaudern, dies sei gar ein verrufener Ort, von dem viele böse Geister in das Land ausgehen sollten, und den wenige Menschen mit Augen gesehen hätten. Das wisse er wohl: der Eingang

dahin sei unweit von hier, eine Höhle mit zwei dürren Cypressen davor, und man solle nicht des Weges verfehlen können, wenn man da hinein gehe, wovor aber Gott ihn und alle treue Christenmenschen bewahren wolle!

Da ward dem Reichard freilich wieder sehr ängstlich zu Muth, aber gewagt mußte es doch einmal sein, und er machte sich also auf den Weg. Schon von weitem her sah ihn die Höhle sehr schwarz und grauenvoll an; es war, als seien die beiden Cypressen aus Schreck über den häßlichen Schlund verdorrt, welcher dem Näherkommenden ein ganz wunderliches Gestein in seinem Schooße zeigte. Es sah wie lauter verzerrte, langbärtige Fratzengesichter aus, deren einige sogar Aehnlichkeit hatten mit jenem Affenmonstrum am Meeresstrande. Und wenn man denn recht hinsah, war es doch wieder nur bloßes vielgezacktes und vielzerspaltenes Felsgeäder. Zitternd trat der arme Gesell unter die Larven hinein. Das Galgenmännlein in seiner Tasche ward so schwer, als wolle es ihn zurück ziehen. Aber eben dadurch wuchs sein Muth; „denn," dachte er, „was der nicht will, muß ich just wollen." Auch legte sich tiefer in der Höhle eine so dichte Finsterniß über seine Augen, daß er bald von den Schreckgestalten nichts mehr gewahr ward. Nun fühlte er nur höchst vorsichtig mit einem Stecken vor sich hin, um nicht etwa in unbekannte Abgründe zu stürzen, fand aber nichts, als ebenen, feinbemoos'ten Boden, und wäre nicht bisweilen ein wunderliches Pfeifen und Krächzen durch die Höhle gegangen, er hätte sich alles Entsetzens erwehrt.

Endlich gelangte er hinaus. Ein wüster Bergkessel schloß ihn von allen Seiten ein. Zur Seite sah er das große, furchtbare Schwarzroß seines Handelsmannes, wie es unangebunden, mit hoch gehaltenem Kopfe, ohne zu weiden oder sich sonsten zu regen, gleich einer erzenen Bildsäule dastand. Gegenüber quoll ein Born aus dem Felsen, darin sich der Reiter Kopf und Hände wusch. Aber die böse Fluth war schwarz wie Tinte, und färbte auch so ab; denn als sich der riesige Mann nach Reichard umkehrte, war sein häßliches Antlitz ganz mohrenfarb, welches auf eine schreckliche Weise gegen den reichen rothen Kleiderputz abstach. „Zittre nicht, junger Bursch," sagte der Furchtbare. „Das ist eine von den Ceremonien, die ich dem Teufel zu Gefallen thun muß. Alle Freitag muß ich mich hier so waschen, zu Trutz und Hohn dem, den Ihr Euren lieben Schöpfer nennt. So muß ich auch immer den Purpur meines rothen Kleides, so oft ich ein neues brauche, mit einer bösen Zahl von Tropfen meines eignen Blutes mischen, — wovon er denn freilich eben die wunderprächtige Farbe bekommt, — und was der lästigen Bedingungen mehr sind. Noch obenein habe ich mich ihm mit Leib und Seele so fest verschrieben, daß an gar keine mögliche Lösung zu denken ist. Und weißt Du, was mir der Knauser dafür giebt? Hunderttausend Goldstücke des Jahres. Damit kann ich nicht auskommen, und will mir deshalben Dein Galgenmännlein kaufen, welches ich auch schon dem alten Geizhals zum Possen thue. Denn schau, meine Seele hat er ohnehin, und nun kommt das Teuflein

in der Flasche dermaleinst ohne allen Gewinnst in die Hölle, nach seiner langen Dienstzeit, zurück. Da soll der grimme Drache recht fluchen." Und zu lachen begann er, daß die Felsen schallten, und selbst das sonsten regungslose schwarze Roß ordentlich zusammen fuhr.

„Nun," fragte er, sich wieder zu Reichard wendend, „bringst Du Halbheller, Gesell?"

„Ich bin Eu'r Gesell nicht;" entgegnete Reichard, halb verzagt, halb trotzig, indem er seinen Seckel öffnete.

„Ach, nur nicht so vornehm gethan," schrie der riesige Handelsmann. „Wer hetzte dem Fürsten das Monstrum zu, damit Du siegen konntest?"

„Es wär' all der Spuk nicht nöthig gewesen;" sagte Reichard, und erzählte, wie der Fürst schon ganz von selbsten nicht nur Halbheller schlage, sondern gar Drittelsheller.

Der rothe Mann schien verdrießlich darüber, daß er sich nun unnöthig die Mühe mit dem Ungeheuer gegeben habe. Dennoch wechselte er sich drei schlechte Heller gegen einen guten ein, gab dem Reichard einen von jenen, und empfing dagegen das Galgenmännlein, welches ganz schwer aus der Tasche ging, und am Boden des Glases verdrossen und traurig zusammen gekrümmt lag. Deß lachte der Käufer wieder gewaltig, und schrie: „kann Dir doch Alles nichts helfen, Satan; nur Gold her, so viel mein Schwarzroß irgend neben mir tragen kann." Alsbald auch ächzte das ungeheure Thier unter einer gewaltigen Goldbürde. Doch nahm es noch seinen Herrn auf, und schritt alsdann,

einer Fliege ähnlich, welche die Wand hinauf geht, an dem senkrechten Felsen gerade empor, aber doch mit so abscheulichen Bewegungen und Verrenkungen, daß Reichard nur schnell in die Höhle zurück floh, um nichts mehr davon zu sehen.

Erst als er an der andern Seite des Berges wieder heraus gekommen und eine große Strecke von dem Schlunde fortgelaufen war, drang das ganze frohe Gefühl der Befreiung durch sein Gemüth. Er fühlte es in seinem Herzen, daß er die frühern großen Fehle abgebüßt habe, und ihm fortan kein Galgenmännlein mehr angehören könne. Ins hohe Gras legte er sich vor Freuden, streichelte die Blumen, und warf der Sonne Kußhände zu. Sein ganzes heitres Herz von sonsther war wieder in ihm lebendig, nicht aber zugleich der ehemalige freche Leichtsinn und Frevelmuth. Obwohl er sich jetzt mit ziemlichem Rechte rühmen konnte, den Teufel selbsten betrogen zu haben, rühmte er sich dennoch dessen nicht. Vielmehr richtete er seine ganze verjüngte Kraft darauf, wie er forthin auf eine fromme, ehrenwerthe und freudige Art in der Welt leben möge. Das gelang ihm denn auch so wohl, daß er nach einigen Jahren tüchtiger Arbeit als ein wohlhabender Kaufherr in die lieben deutschen Lande zurück kehren konnte, wo er sich ein Weib nahm, und oftmals in seinem geseegneten Greisenalter Enkeln und Urenkeln die Mähr von dem verfluchten Galgenmännlein zu nutzreicher Warnung vorerzählte.

Der

unbekannte Kranke.

einer Stiege ähnlich, welche die Wand hinauf geht, an dem senkrechten Felsen gerade empor, aber doch mit so abscheulichen Verengungen und Verrenkungen, daß Reichard nur schnell in die Höhle zurück floh, um nichts mehr davon zu sehen.

Erst als er an der andern Seite des Berges wieder heraus gekommen und eine große Strecke von dem Schlunde fortgeschafft war, drang das ganze frohe Gefühl der Befreiung durch sein Gemüth. Er fühlte es in seinem Herzen, daß [illegible] früheren großen [illegible] abgethan [illegible] kein Galgenmännlein mehr [illegible]. Ins hohe Gras legte er sich [illegible] Himmel, und rief der Sonne [illegible] ganze Herz von [illegible] ihm lebendig, nicht aber zugleich der [illegible] Reichthum und Hochmuth. Ob nicht er sich jetzt mit ziemlichem Rechte rühmen konnte, den Teufel selbsten betrogen zu haben, rühmte er sich dennoch dessen nicht. Vielmehr richtete er seine ganze [illegible] Kraft darauf, wie er fortan auf eine fromme und [illegible] und freudige Art in der Welt leben möge. Das gelang ihm denn auch so wohl, daß er nach [illegible] Arbeit als ein wohlhabender [illegible] deutschen Lande zurück kehren [illegible] ein Weib nahm, und glücklich in frommer [illegible] Einfalt [illegible] und [illegible] die Mähr von dem verfluchten Galgenmännlein zu nützlichen [illegible] erzählte.

In einer deutschen freien Reichsstadt soll sich vor etwa dreihundert Jahren folgende seltsamliche Begebenheit zugetragen haben, die des Wiedererzählens wohl würdig scheint.

Der alte fromme, sehr weit berühmte Arzt, Meister Helfrad, saß eines späten Abends im Herbste mit seinem Eheweibe, Frau Gertraud, vor dem Kaminfeuer in erbaulichen Gesprächen. Sie hatten das Gesinde zu Bette gehen lassen, weil das Abendbrodt schon verzehrt war, und die beiden guten alten Leute Niemandem gerne Zwang anthaten. Meister Helfrad aber hatte die kostbare Abschrift eines gottseeligen Buches eben heute aus dem Kloster Mariahülf, wo er sie schon vorlängst bestellt, fertig erhalten, und konnte nicht umhin, seiner treuen Genossin noch selbigen Abend daraus vorzulesen, denn seine Augen waren noch wacker und frisch, wie die eines Mannes von dreißig Jahren. Ueber die Gedanken des weisen Schreibers, und besonders von einigen schönen Liedern, die mit im Buche standen, war nun den Eheleuten das ganze Herz in frommer Freudigkeit aufgegangen; sie sprachen voll

dankbarer Rührung ihr ganzes Leben wieder durch, blickten vertrauend hinaus auf die Bahn, die noch vor ihnen liegen mogte, wie auch auf den Gang ihres einzigen Sohnes, der als ein kunstreicher Maler-Zögling in Wälschland reisete; und sahen mit inniger Zuversicht in dem verheißenden Schein, welcher ihnen seit ihrer zartesten Kindheit von Jenseits in die Welt herein gestrahlt hatte, und mit jeglichem Jahre herrlicher und bedeutsamer geworden war, so daß er nun als ein ganz naher Lichtkreis vor ihren Augen stand.

Die große Glocke auf dem nahen Münsterthurme hatte bereits Zehn geschlagen, in den Häusern der mehrsten Bürgersleute waren die Lichter gelöscht, und Meister Helfrad saß noch immer, den Pergamentband mit silbernen Klammern auf dem Schooße, im Lehnstuhl, seiner Gertraud gegenüber, welche die Spindel ruhen ließ, mit gefaltenen Händen und leuchtenden Augen auf die Reden ihres Eheherrn horchend, und hin und her beifällige Worte dazwischen streuend. Es schlug schon halb, da sah Meister Helfrad verwundert auf, und sagte: „Ei, ei, wie tief in die Nacht haben wir hinein gesprochen! Das ist nicht gut, wenn des Menschen Augen um so gar ein Großes länger aufbleiben, als die liebe Sonne!" — „Doch wohl, Vater!" entgegnete Gertraud, wenn man nur damit in die ewige Sonne hinein gesehen hat." — Der alte Mann erhob sich von seinem Sitze, und fing an, die Feuerbrände, die noch im Kamine glimmten, aus einander zu stören, indeß er dazu das Sprüchlein hersagte:

„Wenn's Dir soll wohl gelingen,
So halt' in allen Dingen,
Auch selbst im Guten Maaß und Ziel."

Da schlug es mit dem großen Klöpfel, der an einer Kette draußen vor der Hausthür hing, gewaltig donnernd an. — „Ich komme gleich!" sagte Meister Helfrad durch die Scheiben hinaus, und während er sich eine Leuchte zurecht machte, sprach er zu Gertraud: „Nun ist es doch gut, daß ich noch aufgeblieben bin. Wenn's ein gefährlich Kranker ist, so kann die Viertelstunde, um die ich nun so früher komme, viel Gutes thun." — „Wär' es nicht besser, Vater," sagte Gertraud etwas ängstlich, „Du wecktest Einen vom Gesinde, und ließest den öffnen? Wer weiß, wer draußen steht? Die Nacht ist keines Menschen Freund." — „Dafür ist mir Der gut!" sagte Helfrad lächelnd; nahm sein altes, ehrbares Schwerdt von der Wand, steckte ein Kästleln mit Arzneien ein, das er immer vorläufig mitzunehmen pflegte, wenn er zu Kranken ging, warf eine Pelzschaube über, setzte seine Zobelmütze auf, und ging, die Laterne in der Linken, die Waffe in der Rechten, aus dem Gemach. Draußen klopfte es noch immer sehr wild und ungeduldig, und der Meister sagte, die Paar Stufen hinunter schreitend, die von der Stube auf die Hausflur führten: „Geduld! Geduld! ich komme schon!" — Gertraud leuchtete ihm aus dem Zimmer nach, und flüsterte: „Ach Mann, es liegt mir wie eine Felslast auf dem Herzen! Wenn Du doch nur wen von den Leuten wecken wolltest! Thue mir's doch zu Gefallen, und gieb nur

das eine Mal nach." — „Kind, auf meinen eignen Wegen thu' ich von ganzer Seelen', was Du gern hast," sagte der alte Mann, an den Riegeln der Hausthür schiebend: „aber auf Berufswegen frage ich auch nicht ein Tüttelchen darnach." — Als nun die Thür aufging, faßte er wieder nach der Laterne, die er einstweilen auf einen Mauervorsprung gesetzt hatte, trat einen Schritt zurück, leuchtete nach dem Ausgange hin, und fragte mit freundlicher Stimme: „Wer steht vor der Pforten? Er komme in Gottes Namen herein, und sage, womit ich meinem Nebenmenschen dienstlich sein kann." —

Der Herbstwind rauschte wild zu der aufgehenden Pforte herein, und aus der schwarzen Nacht sah ein ganz schwarzes Gesicht mit wunderlich hohem Kopfputze und flammend gelber Tracht in den Kreis, den Meister Helfrad's Leuchte beschrieb. Mit einem lauten Schrei taumelte Gertraud in die Stube zurück; auch der alte Mann trat etwas rückwärts, und schlug mit dem Schwerdte ein großes Kreuz vor seine ganze Gestalt. Dann stützte er sich auf seine Waffe, und sprach mit gesetzter Stimme: „In Gottes Namen, sag' an, was Du vorzubringen hast, und wer Dich sendet." — Der Schwarze mogte wohl selbst erschrocken sein vor der Erscheinung des hohen ernsten Greises mit Leuchte und Schwerdt; denn er zitterte heftig, faßte sich aber bald, und sagte: „Eilig mit mir nach dem Gasthofe zu den drei Kronen, Meister! Dort liegt mein Herr an einem entsetzlichen Fieber krank, welches ihn so wüthig überfallen hat, daß es ihn gewißlich in wenigen

Stunden hinrafft, wenn Ihr ihm nicht helft!" — „Wollen sehen, was sich thun läßt," entgegnete der Arzt. „Von Gott und der Kunst kann man Vieles hoffen." Und damit blies er seine Leuchte heller an, und schritt aus dem Hause, der zitternden Gertraud zurück rufend: „schließ die Thür, geh zu Bett; mach' aber erst das Feuer im Kamine ordentlich aus, und sei unbesorgt. Den Hausschlüssel hab' ich bei mir, und auf Gottes Wegen wandl' ich ja auch." — „Du aber, fremder Bote," fuhr er, zu dem Schwarzen gewandt, fort, „gehe vor mir her, und schreite rasch zu, daß wir bald zur Stelle kommen."

Wie nun die Beiden eilig mit einander hingingen durch die engen Gassen, zwischen den lichtleeren Häusern durch, wollte es doch dem Meister fast grauen, daß der Schwarze so hoch und feurig gelb vor ihm hinzog, wie eine ungeheure wandelnde Flamme. — „Denn, sagte der Alte bei sich selbst, eine mosaische Feuersäule ist es nun einmal nicht, das kann Eins schon am Gefühl haben: und doch, wer weiß? Gott hat so verwunderliche Kraft in den Menschen gelegt, daß eigentlich Alles zu dem wird, wozu man's macht." — Der Schwarze fing an, langsamer zu gehen; und als ihn der Arzt antrieb, entgegnete er mit einer nicht unlieblichen Stimme: „Alter Herr, ich habe Euer weißes Haar gesehen und Euren weißen Bart. Euch wird das allzu große Eilen wohl schwer." — „Es ist hübsch von Dir, daß Du daran denkst, mein Sohn," sprach Meister Helfrad: „aber sorge nur nicht, ich schreite wohl noch so rasch, als der frischeste Jüngling." —

„He!" rief der Mohr, und brach in ein gellendes Gelächter aus, „da könnten wir ja wohl ein bischen in die Wette laufen. Frisch auf, wer zum ersten in der Herberg' ist!" — „Sprich nicht so ungeziemend," sagte Meister Helfrad. „Ein ernster deutscher Bürgersmann weiß von dergleichen Fratzen und Possen nichts. Ich schreite zu, wie mir es Gott gegeben hat, und wie sich's für mich ziemt. Was Ungebührliches thät' ich auch um des Kaisers willen nun und nimmermehr." — „Wir kämen aber doch früher hin," rief der Mohr, und lachte wieder gellend auf, daß es von den nächsten Fenstern zurück klang, und weit durch die stille Gasse voll Schlaf und Dunkel hinscholl. Da sagte der Alte mit der durchdringend ernsten Stimme eines edlen Zornes: „Du schweigst!" Und der Mohr zuckte zusammen, und ging schnell und wortlos voran.

In dem Gasthofe zu den drei Kronen fanden sie Alles hell erleuchtet, und das ganze Haus in Bewegung, so daß Meister Helfrad Anfangs glaubte, man feiere dort ein schwelgerisches Fest. Aber hinein tretend sah er auf allen Gesichtern die Blässe der Angst, und das Gesinde unordentlich durch einander laufen. Ein Fensterlein, welches seitwärts aus der Stube des Hausherrn auf die Flur führte, zeigte des Wirthes Familie betend auf die Knieen um ein Crucifix her. Meister Helfrad fragte: „ob der fremde kranke Herr noch lebe?" — „Wenn Ihr den Muth habt, zu ihm zu gehen," entgegnete der Aufwärter, — „dort die Treppe hinauf, und gleich links herum; Ihr könnt nicht irren,

denn sein gräßliches Heulen und Gotteslästern treibt uns Allen im ganzen Hause die Haare empor. Wir fürchten, wir haben den Teufel beherbergt, oder doch seinen Genossen." — Wirklich drang ein hohles Rufen durch all das Gewimmel aus einem entfernten Theile des Gebäudes herüber; der Meister zwang sein inneres Entsetzen nieder, und schritt die Treppe hinan. Der Mohr war mit drei Sprüngen oben, und man hörte, wie er über den Gang voran zu dem Kranken rannte. Meister Helfrad ging ihm einsam nach, den langen, schmalen Weg, der nur von einer einzigen, halb ausgebrannten Ampel beleuchtet war. Der Aufwärter hatte wohl recht gesagt; man konnte nicht irre gehen; denn von einem Gemach im Hintergrunde donnerte ein Gebrüll hervor, welches man für das eines Löwen gehalten haben würde, hätten nicht die empörendsten Verwünschungen nur allzu sehr beurkundet: ein Wesen, mit Menschenverstand begabt, stoße die schrecklichen Klänge aus. Vor der schauervollen Thür angelangt, betete der Arzt noch einmal recht aus ganzem Herzen zu Gott, wahrte sich nochmals mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, und trat dann getrosten Muthes über die Schwelle.

Eine blendende Helle schlug ihm entgegen: denn von allen Seiten brannte eine Anzahl von Wachskerzen; es schien, als sei der Schatten ängstlich fortgebannt, weil hier in jedem Winkelchen, das er bewohne, zugleich auch der entsetzlichste Graus lauern müsse. Auf einem Ruhebette, der Thür gegenüber, wand und rang sich eine Gestalt in wunderlich präch-

tigen Kleidern in den Armen des Schwarzen. Bald streckte sich krampfhaft ein Fuß vor, mit ungeheuerm, purpurfarbnem Schnabelschuh; bald ein Arm, dunkel von weiten Kleidern, mit blutrothen Aufschnitten umwunden. Es war dem Arzte beinahe, als sei das gar kein menschliches Wesen; forschend trat er hinzu, und ein Blick auf das seltsam gestaltete Gesicht hätte ihn fast zurück geschreckt, nur daß er gleich darauf bemerkte, es liege eine Larve über des Kranken Antlitz. Dieser verhielt sich übrigens jetzt ruhig, obgleich mit entsetzlicher Anstrengung; es schien, um einiger Worte willen, die ihm der Schwarze ins Ohr schrie, in einer Sprache, welche der gelehrte Meister Helfrad niemals vernommen hatte.

„Herr," sagte der Arzt, „Ihr müßt die Larve vom Gesichte thun; des Kranken Antlitz ist dem Medico ein wichtiges Buch." — Der Kranke schüttelte den Kopf und schwieg. — „Vernimmt Dein Herr mich nicht?" fragte Meister Helfrad den Schwarzen. „Soll ich etwa Latein oder Griechisch mit ihm sprechen?" — „Er kann alle Sprachen," erwiederte der Mohr. „Ihr habt ihn ja wohl fluchen hören, als Ihr kamet; aber thut so wohl, und laßt die Larve an ihrem Platze." — „Ei, davon verstehst Du nichts," sagte der Meister. „Werft immerhin die Larve ab, lieber Herr." — „Willst Du denn verrückt werden?" rief der Kranke mit entsetzlicher Stimme, und bäumte sich krampfig in die Höhe. „Wer mich ansieht, wird ja verrückt. Willst Du aber Dein Unheil: so hab's. Ich drohe manchmal meinem Diener damit, wenn er mich

allzu hellflammend erzürnt. Hab's denn, hab's!" Und damit nestelte er an den Bändern der Larve. Der Mohr aber fiel schreiend auf die Knie, und rief bald seinen Herrn, bald den Meister an, sie mögten abstehen von ihrem Vorhaben; jenem zu Gemüthe führend, wie er dem Arzt, welcher ihm helfen solle, nicht in Raserei stürzen dürfe; diesem betheuernd, er selbst habe seines Herrn Antlitz noch nie geschaut, und wisse doch nur allzu gut, es sei das schrecklichste auf der ganzen Welt. Der Kranke ließ von den Bändern los, und fiel wieder auf sein Lager zurück; Meister Helfrad gab schaudernd nach. Während er nun den Puls fühlte, und sich mit einigen Fragen über den Kranken neigte, seinen Athem zu beobachten, schien es ihm, als funkelten zwei glührothe Augen aus der Larve hervor, daß er entsetzt wieder in die Höhe fuhr. An Arm und Hand und der ganzen Gestalt erkannte der erfahrne Arzt übrigens wohl, er habe einen starken, nervigen, aber sehr ausgezehrten Mann von wenigstens sechzig Jahren vor sich.

Der gute Meister griff zu seinem Kästlein, und begann über der Lichtflamme zweier Wachskerzen eine Salbe zu bereiten, und während sie sich erwärmte, mischte er einen köstlichen Trank. — „Es fehlt Euch an Geschirren, Herr!" sagte der Schwarze, und öffnete einen kostbaren Schrein, drinnen sich an Gläsern, Violen, Retorten und allem möglichen Geräthe von der Art sonst ein Ueberfluß befand, und Alles vom Schönsten und Besten; ja es standen einige Metallflaschen von so verwunderlicher Art dabei, daß sich

Meister Helfrad nicht entsinnen konnte, im Leben ihres Gleichen gesehen zu haben, auch nicht begriff, wozu sie irgend dienen mögten. Da sagte er: „Mein Sohn, der Schrein sieht mich ein wenig fremd an. Ich befasse mich nur mit dem, was ich vollkommen verstehe; so weiß ich Gott und Menschen auch vollkommen Rechenschaft zu geben. Mach nur immer wieder zu; ich komme mit meinen paar Geräthschaften schon aus."

Der schwarze Diener warf eilig den Schrank zu; denn sein gräßlicher Herr drohte nach ihm herüber, sprechend: „Du blöder Thor, bist mit dem Wenigen, was Du begriffen hast, so schnell und prahlend bei der Hand?" — Und zugleich kam die Macht der Krankheit wieder fürchterlich über ihn, und warf seine mühsam gehaltene Fassung zürnend aus allen Fugen. Das ungeheure Gebrüll begann von Neuem; in vielen Sprachen wechselnd rollten Verwünschungen durch die Larve hervor; die gräßlichsten, schien es, in der unbekannten, welche allen Schrecken des unbekannten Antlitzes verwandt zu sein schien. Der Mohr hielt seinen Herrn in den Armen, und bald erbebte er an allen Gliedern, bald stampfte er wild den Boden, und stimmte in die Flüche des Kranken ein.

Derweil saß Meister Helfrad ämsig bei seinem Geschäffte, und summte heitern Antlitzes ein schönes geistliches Lied. Es war fast, wie wenn bisweilen zu Nacht ein Wintersturm über die Erde brüllt, und schwarzflüchtige Wolken vor sich hinjagt, und der Mond sieht zwischen durch unangefochten aus seiner Höhe freundlich herab.

Trank und Salbe waren bereit. Der fromme Meister näherte sich seinem grimmigen Kranken, sprechend: „Nun zwingt Eure wilde Natur; denn ohne das vermag auch Gott dem Menschen nicht zu helfen;" und während er ihm den Trank reichte, und ihm die eingefallenen Schläfe, die stark behaarte Brust mit der heilsamen Salbe bestrich, sagte er immer einen oder den andern guten Spruch von des Höchsten Wegen und des Menschen Irrungen, in Bezug auf das, was er eben that. So lange nun die Schmerzen noch in des kranken Herrn Gliedern wütheten, oder doch nur fast unmerklich nachzulassen begannen, war er zu Allem, was der Meister that und sprach, ganz still und gelassen: aber kaum, daß die lindernde Kraft den Sieg gewann, und das Leben ungehinderter durch die Adern zog, sagte er mit vornehm unzufriednem Wesen: „Ich dächte, Freund! Ihr ließt von Euren langweiligen Spruchweisen und Allegorieen ab; sie sind bei mir schlecht angewandt." — „Das hoffe ich nicht," entgegnete Meister Helfrad freundlich, und fuhr mit Dienstleistungen und erbaulichen Reden in gleichem Maaße fort.

„Spott' ihn mir doch stumm, Nigromarte!" sagte der Kranke zu seinem Diener: aber der schlug die Augen nieder, und wandte sich furchtsam ab. — „Was hast Du verheißen? Wozu bist Du hier?" rief der Furchtbare. „Willst Du so schändlich umkehren auf halbem Wege?" — Und der Schwarze raffte sich zusammen, und fiel mit einem Strome von Witzreden und Sticheleien den frommen Meister an. Der blieb

erst eine ganze Weile ruhig, gab manches treugemeinte Sprüchlein zwischen ein, und linderte des Kranken Schmerzen mehr und mehr. Mit einem Male aber richtete er sich in die Höhe, blickte ernst dem fremden Herrn in die Larve hinein, ohne vor den rothglühenden Augen zurück zu schrecken, und sagte: „Du Mensch, wenn ich meine Hand von Dir abziehe, wo fährst Du binnen hier und dreien Stunden hin?" — „An mir bekehrst Du dennoch nichts!" murmelte der Fremde mit trotziger Scheu. — „Um so mehr," entgegnete Meister Helfrad, „muß Euch an dem bischen Leben gelegen sein." — „Ihr werdet mich doch nicht verlassen, um der paar Scherzworte willen," sprach der Kranke murrend in sich hinein; „da wäret Ihr ja selber ein schöner Thäter Eures Wortes." — „Hört an, ich will Euch ein für alle Mal was sagen," erwiederte der Meister. „Rührt Ihr oder Euer Diener mir irgend mit frechen Worten an solche Dinge, die der ganzen lieben Christenheit heilig sind: so wend' ich Euch im Augenblicke den Rücken, und alles Gold in Afrika und Indien bringt mich nicht wieder her. Macht Ihr aber nur Spaß über mich selbsten: so will ich mich nicht schlimmer darüber erzürnen, als menschlich und verzeihlich ist; und auch das soll nur recht selten kommen, versprech' ich Euch. Schaut her, da ist mein runzlig Angesicht, mein weißes Haupt- und Barthaar; ich dächte, das wären gute Zielscheiben für ein Paar Schützen, wie Ihr mir vorkommt." — Er sah dazu so freundlich und geduldig aus, daß doch die Beiden kein Wort gegen ihn aufbringen konnten: auch schlief

der Kranke bald nachher in gelindertem Weh und großer Ermattung ein; der Arzt belehrte den schwarzen Nigromarte, was er bei seinem Herrn zu thun habe; verhieß, bei guter Zeit wieder da zu sein, und ging, nachdem durch die Wirkung seiner edlen Kunst nicht nur der Kranke, sondern auch das ganze Haus zur Ruhe gekommen war, im tiefen Sinnen heim.

Frau Gertraud lag im ruhigen Schlafe, dem sie sich gottvertrauend ergeben hatte, und erwachte erst am andern Morgen, als Meister Helfrad in der Dämmerung schon wieder leise aus dem Zimmer ging. — „Ei Gott, Vater! wo willst Du denn hin?" fragte sie. „Gedenkst Du denn Deine Gesundheit gar zu verderben?" — „Nein," sagte der Arzt mit freundlichem Lächeln, „ich gedenke vielmehr die Gesundheit des gefährlich Kranken, zu dem ich gestern gerufen ward, wieder aufzurichten; und im Frühthaue sammeln sich die Kräuter dazu am besten. Halte mich nicht auf, liebe Gertraud! ich sehe wohl, Du mögtest gerne wissen, wie der kranke Herr heißt, und dergleichen, wie es denn der Frauen Art einmal ist: aber ich habe keine Zeit; und hätte ich sie auch — so kenne ich den Mann, den ich heilen soll, noch selbsten nicht." — Damit sagte er der Hausfrau ein freundliches Lebewohl, und zog singend auf die nahe Wiese hinaus, daß wer ihn von fern gesehen hätte, wohl eher auf den Gedanken gekommen wäre, es suche da ein Jüngling Blumen für seine Geliebte, als ein greiser Arzt Heilkräuter für einen Preßhaften.

Die Krankheit des Fremden zeigte sich gegen Mittag auf dem ernsthaften Wege, den der Meister erwartet hatte; was ihn aber beinah verwirrte, war ein seltsames Zischen und Pfeifen und Heulen, welches bisweilen, wie von unsichtbaren Fittigen getragen, durch das Krankenzimmer hinzog. Der Verlarvte und der Schwarze schreckten davor zusammen: aber manchmal drohte jener auch wohl mit geballter Faust, und dann ward es auf einen Augenblick stille. — „Herr!" sagte Meister Helfrad, „ich weiß nicht, wen Ihr da um Euch habet: aber so viel merke ich wohl, Ihr seid des Zeuges nicht mächtig, und ich muß mich wohl ins Mittel schlagen." — Im selben Augenblicke heulte und zischte, und flog und pfiff es ungestümer, als je, und der Kranke sagte mit leiser Stimme: „Meister, Ihr thätet klug, Ihr mischtet Euch in nichts." — Aber der alte Helfrad rief laut und kräftig: „Ihr Gesindel, haltet Ruhe, so lang' ein ehrbarer, ernsthafter Mann hier in der Stube ist; das gebiet' ich Euch in meines lieben Gottes Namen! Und wollt Ihr nicht, so will ich Euch wohl noch schwerer fallen." — Da ward es still, daß man den Gang einer Maus hätte vernehmen können, und Meister Helfrad sagte mit treuherzigem Lächeln: „Ich hab' Euch nun gezeigt, lieber Herr, wie man dergleichen zur Ruhe bringt." — „Kennst Du sie denn?" fragte der Verlarvte scheu. — „Was ist da zu kennen?" entgegnete Helfrad. „Ich weiß von solchem Zeuge nichts: aber man geht auf Gottes Wegen, und spricht in seinem Namen, da machen Einem alle Foppereien Platz." — „So nahe

wäre der Weg? so gerade und so sicher?" murmelte der Fremde. Und könnte so eine Einfalt mehr —?" Er hielt inne, und kehrte sich unwillig nach der Wand, als wolle er schlafen; und der Arzt verließ das Gemach.

Gegen Abend kam Meister Helfrad wieder; das Hausgesinde schien in eben so unruhiger Bewegung, als gestern; und schon horchte der alte Mann auf, ob sich abermals das erschreckliche Gebrüll vernehmen lasse: aber bald gewahrte er den großen Abstand von dieser Unruhe zu jener. Man bereitete Alles zu einem schwelgerischen Feste: in der Küche flammte und duftete es, wie zu einer Hochzeit; Aufwärter mit leeren Weinflaschen kamen die Treppe herab, und andere eilten mit gefüllten hinauf. Den langen Gang her jubelte ein lustiges Zechlied dem Meister entgegen; viel freche Worte darunter. Als er nun kopfschüttelnd in die Thür trat, fand er einige junge Bürgersöhne aus der Stadt bei einem herrlichen Gelage versammelt, den Schwarzen mitten unter ihnen, von dessen Munde eben das wilde, aber dennoch anmuthig lautende Singen ertönte, welches die Andern an den Schlußversen jeder Strophe nachsangen. Auf seinem Bette lag der Verlarvte, und lachte manchmal so gräßlich drein, daß doch die halbtrunkenen Jünglinge zusammen fuhren, und scheu nach ihm hinblickten: aber Gläserklingen und Gesang rissen sie bald in den wilden Taumel wieder hinein. Keiner bemerkte dabei die Anwesenheit des frommen Arztes, als der Kranke, welcher aber jetzt über dessen Kopfschütteln und betroffenes Aussehen so gewaltig aufzulachen schien.

Da trat endlich Meister Helfrad an den Tisch, sprechend: „Was ist das hier für eine gottlose Wirthschaft?" Und ohne weitere Antwort abzuwarten, nahm er die Flaschen, eine nach der andern, vom Tische, so auch die Speisen, und trug sie sorgfältig zur Thür hinaus, indem er sagte: „Ich war beinahe versucht, das Alles zum Fenster hinaus zu schmeißen; aber die Gottesgabe kann ja nichts dafür, daß Ihr sie entweihet." — „Alter, bist Du toll?" rief der Verlarvte; „denkst Du, ich habe von allen den Sachen nur einen Mund voll genossen? Hältst Du mich denn für so dumm, daß ich um eines dreistündigen Gaumenkitzels willen das ganze Leben wegschmeißen sollte?" — „Man kann nicht wissen," sagte Meister Helfrad, ohne sich in seiner Beschäfftigung stören zu lassen. „Ich fürchte sogar, Ihr habt einen noch viel thörichtern Handel gemacht. Ist das Leben nicht minder gegen die Ewigkeit, als drei Stunden gegen das Leben? — Zum Glücke, daß dergleichen Handel noch immer Null werden kann, so lang' ein Menschenkind auf dem diesseitigen Ufer steht." — Er war mit dem Hinaustragen fertig, stellte sich vor die bestürzten Bürgersöhne, und sagte zu ihnen: „Ihr Lecker aber, macht, daß Ihr nach Hause kommt, und bittet Eure ehrwürdigen Väter in Demuth um eine tüchtige Züchtigung, damit sie Euch hübsch nachschmerze, wenn Ihr wieder zu einer solchen Schlemmerei geladen werdet, und Euch der Appetit darnach vergehe. Bestellt mir auch drunten, daß sich kein Aufwärter unterstehe, weiter mit dergleichen Zeugs herauf zu kommen, und daß der Koch sein

Bratenfeuer ausgehen lasse. Nun marsch, hinaus!" Blutrothen Antlitzes und gesenkten Hauptes schritten die Jünglinge aus dem Zimmer, und Meister Helfrad murmelte freundlich in den Bart: „Die rothe Farbe kleidet Euch gut, närrisches Volk; das ist eine Liverei, daß Ihr noch in eines guten Herrn Diensten seid." Der Verlarvte hatte sich indessen ermannt, und wollte es noch einmal wagen, mit seinem gräßlichen Zornesruf den Alten zu schrecken und zu bändigen; aber der Fluch erstarb ihm auf der Zunge, als Meister Helfrad sagte: „Du! sag mir nichts wider Gott! ein Richter steht vor Dir über Leben und Tod." — Unmuthig warf sich der Bezwungene auf sein Ruhebette, und seit diesem Abend versuchten weder er, noch Nigromarte fürder, sich aufzulehnen gegen den eben so strengen, als hülfreichen Arzt.

Der nun setzte sein ganzes Leben an das Leben des Kranken mit so ernster Gewissenhaftigkeit, daß man ihn fast niemalen anders sah, als sich in alten großen Büchern Raths erholend, oder Kräuter sammelnd auf den Wiesen, oder still betend zu Gott um Erleuchtung und Hülfe. Da fragte ihn eines Tages Frau Gertraud, die wohl vernommen hatte, welch einen schaudervollen Gast die drei Kronen an dem Patienten ihres Ehemannes beherbergten: wie er doch nur um eines so gottvergessenen Menschen willen seines eigenen Alters theure Kräfte so zerstörend anspannen möge? „Frau," sagte Meister Helfrad, „Kranker ist Kranker; das Richten, ob er des Genesens werth sei, steht

bei einem Höhern, als bei dem Arzte. So viel aber kann ich wohl einsehen, daß Niemand der Lebensfristung nöthiger bedarf, als eben dieser arme, verirrte Schächer." — Und so griff er wieder nach Mantel und Barett, und eilte ins Wirthshaus zu den drei Kronen.

Vor der Kammerthür des Kranken fand er Nigromarte auf einer Bank sitzen und zeichnen, ihm entgegen winkend, der Herr schlafe. — „Recht gut," sagte der Meister; und um bei dem Erwachen zur Hand zu sein, ließ er sich neben dem Schwarzen nieder, und sah auf dessen Arbeit. Er freute sich, eine schöne, so kräftige als saubere Zeichnung des heiligen Georg zu finden, der als Drachentödter über der Thür des nahen Domes in Stein gehauen war. — „Sprecht mit meinem Herrn von diesem Bilde nicht," flüsterte Nigromarte. — „Warum nicht, junger Bursche?" sagte Meister Helfrad. „Da hast Du etwas recht Lobenswerthes gemacht, und das darf die ganze Welt wissen. Aber eins, sag' ich Dir ehrlich, misfällt mir daran. Was hast Du das wunderschöne Schwerdt nicht mit gezeichnet, welches an des Heiligen Hüfte hängt?" Nigromarte meinte, das sei ganz was Gleichgültiges und Außerwesentliches; und da er sah, Meister Helfrad wolle ein sehr ernsthaftes Wort erwiedern, eilte er, die Mappe, die er als Unterlage beim Zeichnen gebraucht hatte, aufzuthun, und den Alten durch viele schöne Malereien und Umrisse darin auf andere Gedanken zu bringen. Der gute Meister schaute das Mehrste auch mit großem Behagen an; manches aber

legte er ganz achtlos auf die Seite. — „Was seht Ihr mir diese schönen Zeichnungen nicht an?" sagte Nigromarte; „die sind gerade nach den herrlichsten Denkmalen der alten griechischen Kunst entworfen." — „Mein Freund," entgegnete Meister Helfrad, „in der Malerei verstehe ich meistens nur deutsch; allenfalls italisch, in so fern es mit unserer Muttersprache nahe verwandt ist. Die andern gelehrten Dinge schiebe ich bei Seite, wie es ein Ungelehrter mit meinen lateinischen und griechischen Büchern thut. Wer aber freilich eine Kunst erlernen will und ausüben, muß gelehrt darin werden; und deshalben habe ich auch meinen einzigen Sohn nach Wälschland reisen lassen, um sich dorten einen rechten Grund zum Gebäu zu legen, das er mit Gottes Hülfe nachher, als ein starker deutscher Maler, im Vaterlande aus vielen schönen Bildern zu seiner Nebenmenschen Erbauung aufrichten soll. Bist Du nicht etwa als Kunstgenosse irgendwo mit ihm bekannt worden? Er ist Freimund geheißen."

„O Freimund!" sagte Nigromarte; „ja, Freimund, den kenn' ich wohl." — Und damit begann er viel zu erzählen, wie hoch angesehen der junge Künstler bei allen venetianischen, florentinischen und römischen Meistern sei, und wie es sich die italischen Großen zur Ehre rechneten, ihn zu bewirthen, und was des Herrlichen und Erfreulichen mehr war. — „Daß er mir nur nicht üppig wird!" seufzte Meister Helfrad. „Zwar — hinter seinem Rücken kann ich es wohl sagen — er nahm ein recht englisches Gemüth mit von hinnen,

und wird ja doch das, will's Gott! unter so vielen engelschönen Bildern wohl bewahren. Seine Mutter und ich beten Tag und Nacht dafür. — Sieh, mein lieber Schwarzer, Du hast mir doch mit Deinen Nachrichten das Herz recht hell gemacht, und um so lieber wollt' ich, Du hättest das Schwerdt am heiligen Georg nicht weggelassen. Denn erstlich ist ein Schwerdt wahrhaftig niemalen eine Nebensache am Mann, wie Du vorhin meintest; und dann hat es an diesem Bilde recht deutlich eine Kreuzesform. Ich hoffe, mein Sohn läßt die Kreuzschwerdter an keinem Bilde aus. Höre, mein lieber Schwarzer, Du dienst einem seltsamen Herrn; um Gott! Du hast es doch nicht gar schon verschworen, ein Kreuz zu malen?" — Der Kranke regte sich im Zimmer; Meister Helfrad mußte hinein, ohne Nigromarte's Antwort abwarten zu können; als er aber nach einer Weile wieder fortging, händigte ihm der Schwarze das heilige Georgsbild ein, sprechend: „Behaltet das zum Andenken von mir. Seht, ich habe das Schwerdt wohl noch hinzu zeichnen dürfen." — Und weil wirklich die edle Waffe in ernster Kreuzesgestalt deutlich von des himmlischen Ritters Hüfte herab hing, drückte der alte Mann dem Schwarzen sehr freundlich die Hand, und empfand überhaupt eine gar herzinnige Freude über das Bild.

Wenn Meister Helfrad in diesen Tagen bei der Morgenfrische Kräuter sammeln ging, gesellte sich oftmalen auf den Wiesen eine schlanke Jungfrau zu ihm, von anmuthigem Wesen, und lieblichem, ob zwar

etwas bleichem Angesichte; die half ihm auf eine sittig ehrerbietige Weise in seinem Geschäffte, wie es wohl eine gut gerathene Tochter ihrem Vater thut. Sie hatte mit achtsamer Geschicklichkeit alsbald begriffen, welche Kräuter der Meister vorzüglich brauche, und auch die Signatur, die er von den einzelnen Pflanzen erheischte, war ihr fest im Gedächtnisse und im Gemüthe, seitdem ihr der Arzt auf ihre Frage: „wozu er doch so mühsam selbst umher suche, und nicht lieber die Spezereien aus der Apotheke nehme," folgenden Bescheid gegeben hatte: „Du holdes Kind, genügt's uns denn bei einem Rosse, oder Stier, oder Hunde, daß die Kreatur eben Roß, Stier oder Hund sei? Wir fragen ja doch nach den Kräften und der sondern Weise des einzelnen Thieres, das wir gebrauchen wollen. Wie sollt' ich denn auf gut Glück in die gedörrten Kräuter hinein greifen, denen man kaum ansehen kann, zu welcher Jahreszeit sie gebrochen sind, zu welcher Tageszeit aber gar nicht, und eben so wenig, welch' eine Kraft bei ihrer Formation etwa die andere niedergedrängt hat, und wohin man dahero Beistand oder Widerstand zu schaffen braucht." — Als nun eines schönen Morgens der fromme Meister seiner anmuthigen Gehülfin auf manche ähnliche Fragen Bescheid gegeben hatte, und beide nach vollendeter Arbeit unter einigen schattigen Lindenbäumen ausruheten, sprach er lächelnd zu ihr: „Es ist nun wohl an der Zeit, daß einmal das Fragen an mich komme, und das Antworten an Dich, Du holde Maid; wie es mich denn überhaupt recht verwunderlich bedünkt, daß Eine Deines Geschlechts so

große Lust am Zuhören finden kann. Thue denn Deinen lieblichen Mund auf, und erzähle mir etwas von Dir: vor Allem aber sage mir, wie Du heißest. Zwar wenn nicht eine so wehmüthige Blässe auf Deinen Wangen läge, und Du nicht manchmal ein wenig ausländisches Deutsch redetest, daran man abnehmen kann, Du seist in irgend einer besondern Weltgegend zu Haus, so mögt' ich beinahe ohne Frage behaupten, Dein Name heiße Engel, Du anmuthige Erscheinung, aller Demuth und Freundlichkeit voll." — „Ich weiß nicht, lieber Vater, wie Ihr das meint," sagte die Jungfrau, indem ein leises Erröthen über ihre Lilienwangen hinflog: „aber Engel heiß' ich in Eurer guten deutschen Sprache wirklich; denn in Wälschland haben sie mich Angela getauft." — „Also in dem schönen Blüthengarten Italien bist Du geboren, Engelchen?" fragte der Alte. „Was hat Dich denn über die hohen Alpen zu uns herüber geweht?" — „Kein hoffender Frühlingswind," entgegnete das Mädchen, „sondern eine kalte Herbstluft, die mir alle Blätter meines Blumenflors abgehaucht hat. Aber ich denke hier zu Land einen stillen, frommen Winter zu verleben; und wenn mir dann der ewige Frühling aufgeht, tret' ich recht ausgeweint und friedlich unter die Himmelsblumen ein. — Seht, lieber Vater, ich wohnte mit meiner alten, schon längst zur Wittwe gewordenen Mutter unweit der heiligen Stadt Rom in einem Wäldchen von Lorbeerstämmen; und wir führten ein friedlich stilles Leben, von aller Welt abgeschieden. In die Stadt kamen wir niemalen hinein; wie sie mit

ihren uralten Tempeln und Pallästen vor uns lag, sah sie mir immer aus, wie die Fortsetzung der halbgebrochenen Säulen und Mauern: die in unserm Haine standen, und in deren Schatten ich mit so großem Behagen geistliche Bücher las, oder auch einige schöne weltliche Historien, die mein seeliger Vater hinterlassen hatte. Nun fügte es sich, daß ein junger deutscher Maler in unsern Lorbeerwald kam, und sich die Trümmer darinnen abzeichnen wollte. Meine Mutter bewirthete ihn gastlich mehre Tage lang, und weil er engelschön, und damals auch engelgut war, gewann ich ihn von ganzem Herzen lieb, so daß ich, als er nach einiger Zeit in Ehren um mich warb, und meine Mutter damit zufrieden war, mich ihm gern als seine treue Braut verlobte. Weil er uns nun aber mit nach Deutschland hinüber führen wollte, und ich einige Scheu empfand vor dem fremden nördlichen Reiche jenseits der hohen Berge, fing er an, mir viel Anmuthiges davon zu erzählen, auch mich Eure Sprache zu lehren; und — war es, weil ich so mit ganzer Seele an ihm hing, oder lag es nur in der anziehenden Kraft Eures Landes für Jeden, der einmal recht Bekanntschaft damit gemacht hat — bald rauschten in alle meine Träume die deutschen Eichen und Linden herein, in der unermeßlichen Grüne ihrer weiten Forsten, und die ernsten, reinen Spiegel der kräftigen Ströme glitten still und stark darunter hin. Von meinen Lippen klangen die Heldenlieder und der Minnesang Eurer großen Dichter, und mit unendlicher Sehnsucht konnte ich mich Tage lang in die Bilder vertiefen, die mein

Bräutigam von deutschen Kriegsobersten und frommen Männern und sittigen Frauen gemalt hatte. Je mehr ich nun aber wünschte, den treulieben Gegenden zuzueilen, die mich mit so innigen Grüßen an sich zogen, je seltner sprach mein Bräutigam von unsrer Reise, mit je glühenderen Worten begann er die Schönheit Italiens zu preisen, und gab endlich klar zu verstehen, er gedenke sein Leben in diesem Paradiese der Erden zu beschließen. Nun war ich auch darein ergeben, und bat ihn nur, mir recht viele deutsche Bilder zu malen; doch fragte ich ihn, ob denn seine Aeltern gestorben seien, von denen er mir Anfangs so viel sprach, und ihre Güte pries, welche ihm beim Abschied verstattet hatte, eine Jungfrau, dafern sie nur keusch und züchtig sei, nach eigner Wahl aus dem fernen Lande mit als Braut in die Heimath zu führen, falls ihm Gott etwa das Herz also lenke. Er aber lachte und sprach: seine Aeltern wären, so viel er wisse, gesund; aber sie führten ein gar zu langweiliges Leben, und auch ich würde bald ein viel besseres, als bishero, kennen lernen. Ich erschrak vor ihm: aber ich schob Alles auf die Weinlaune, mit welcher er von Rom, wohin er seit einiger Zeit fast täglich ging, immer zurück zu kommen pflegte. In diesen Tagen verschwanden aus seiner Werkstatt die deutschen Gemälde und die Conterfei der Heiligen; er zeichnete nur nach alten Steinbildern aus den Heidenzeiten her, und lachte mich aus, wenn ich ihn wehmüthig um Gestalten bat, wie sie in frühern glücklichen Tagen sein Pinsel so gern und lieblich erschuf. Das seien nur kindische Tände-

leien gewesen, sagte er; jetzt wandle er auf der einzig rechten Bahn der Natur und der göttlichen Freiheit. Ich konnte aber nichts Göttliches dabei verspüren, vielmehr traf ich oft ungeziemende Bilder bei ihm an, so daß ich mich fürder nicht mehr in seine Werkstatt wagte. Meine gute Mutter bemerkte, Gott Lob! seine Veränderung nicht, und starb in Frieden und Hoffnung, uns beide nochmals feierlich einseegnend, dahin. Ach mit welchem flüchtigen, oberflächlichen Welt-Troste verwundete nun der einst so sinnige Jüngling mein Herz! Er wollte mich gleich nach Rom führen, und da ich durchaus nicht darauf hörte, zog er selbst hinein, um, wie er sagte, unser künftiges Hauswesen vorbereitend zu ordnen. Aber ich hörte mondenlang nichts von ihm, und so wagte ich mich denn eines Tages in die große Hauptstadt der Welt hinein, und schritt, vor dem ungewohnten Geräusche, das mich umtos'te, Thränen der Angst in den Augen, nach der Gegend seiner Wohnung zu, die er mir oft beschrieben, und auch einstens gemalt hatte. Nun stand ich vor dem zierlichen Gebäu, das mich mit seinen hellen Fensteraugen eben so freundlich ansah, als jenes auf dem Bilde; mit gleicher Lieblichkeit leuchteten durch das nahe Gartengegitter die goldenen Pomeranzenfrüchte aus ihrem dunkeln Laube zwischen hochblühenden Blumen hervor. Und doch konnte dies meines Bräutigams Wohnung nicht sein; denn das rohe Jauchzen eines schwelgerischen Gelages drang daraus hervor, und ließ nur wenige Töne einer köstlichen, vielstimmigen Musik zwischen durch vernehmlich werden. Ich wollte mich ab=

wenden auf immer, aber ich liebte ihn, wie mich selbst; und den Verlornen wieder zu suchen, dachte ich, ist ja auch Gottes Gebot. So ging ich denn betend und zuversichtlich die Marmortreppen hinauf, und trat in die Thür des Speisesaals ein. Die Schwelger stutzten erschrocken vor meiner Erscheinung, denn ich war in tiefer Trauer um meiner Mutter Tod, und in der allgemeinen Stille ging ich auf meinen, mit Rosen gekränzten, von Salben duftenden Bräutigam zu, und führte ihm Zeit und Ewigkeit zu Gemüthe: die Welt und Gott. Erst war es, als sei er gerührt und erschreckt: aber der Strudel seiner Verderbniß riß bald wieder meine Worte von seinem Herzen; er sprach viel von einem heitern, beseeligenden Künstlerleben, er hatte die Frechheit, mich mit dazu einzuladen; ja er pries meine Schönheit auf eine unsittige Weise. Da ging ich fort, und habe ihn seitdem nicht wieder gesehen. Ich hörte wohl, er sei als Liebling eines mächtigen Fürsten mit dem nach Griechenland gereist: ich aber machte meine kleine Besitzung zu Gelde, und bin nun hierher gepilgert nach dem holden Deutschlande; denn das liebe ich an meines armen Bräutigams Stelle, und darf gewißlich hoffen, daß es mir nun und nimmermehr so verloren geht, wie er mir verloren gegangen ist."

Dem Mädchen liefen die hellen Thränen aus den Augen, und der alte Mann sagte: „das wird ja Gott schon verhüten, daß Dir und allen seinen Engeln Deutschland also verloren gehe!" — Dann aber sprach er mit leiser, fast erlöschender Stimme: „Verkünde

mir's nur frei heraus, liebes Kind, hat nicht Dein Bräutigam etwa Freimund geheißen?" — „Ach Gott ja!" sagte sie, noch heißer weinend; „und weil Ihr so fragt, seid Ihr doch wohl sein Vater, der berühmte Meister Helfrad, der ja in dieser Stadt wohnen soll? Ihr seid mir schon all' die Tage her so vorgekommen, und ich hatte nur nicht Muth, zu fragen." — „Ja freilich bin ich's!" sagte der Alte; „mein gebrochenes Herz giebt dessen Zeugniß genug." — Da kniete Engel weinend in das Gras, und der Alte legte ihr seine beiden Hände zum Seegnen auf das dunkle Lockenhaupt. — Nach einer Weile fing er an und sprach: „Bist Du denn dem Freimund gar nicht mehr gut?" — „Ach lieber Himmel," entgegnete sie, „wie könnt' ich nur davon lassen?" — „Nun, so wollen wir Beide jetzt, und auch künftig recht oft, mitsammen für ihn beten, Engelchen," sagte der Alte, und kniete zu ihr nieder ins Gras. — Erst beteten sie Beide stille, dann lauter, und endlich ganz laut, und reckten ihre Hände weit gegen die Wolken aus; und statt durch einander gestört zu werden, schien es vielmehr, als flammten die Worte des Einen die Worte des Andern zu immer innigerer Begeisterung an, wie man sich wohl denken könnte, daß zwei Seraphim mit verbundenem Flügelschlage, einander umarmt haltend, gegen den Himmel empor stiegen.

Was sie aber endlich unterbrach, war das laute, fast ungestüme Schluchzen eines Dritten, unweit von ihnen. Sie wandten sich darnach hin, und wurden des Schwarzen gewahr, welcher sein Angesicht über den

nahen Bach gebeugt hielt, es eben so ämsig mit dessen Fluthen, als mit den eigenen Thränen waschend. Als er sich aber empor richtete, und nach den Beiden herschaute, da hatten Bach und Thränen die furchtbare schwarze Farbe mit fortgespült, der hohe, feurig gelbe Turban fiel ins Gras, und goldgelbe Locken ringelten sich statt dessen über die Schläfe hin. Freimund war es, der in tiefer, wehmüthiger Beschämung vor Vater und Braut in die Knie sank, immer unter seinen Thränen seufzend: „O Gott, o Gott! sie beten für mich, und ich zerreiße ihr Herz!" — „Aber Du heilst es auch wieder," sagte Engel, freundlich über ihn geneigt, und seine Wangen streichelnd. Und der Alte gab ihm die Hand, richtete ihn mit einem kräftigen Zuge in die Höhe, und sprach: „Will uns doch der himmlische Vater annehmen, wenn wir als verlorne Söhne wieder zu Hause kommen; was sollt' es denn ein armer irdischer Vater nicht thun!" — Damit herzte er und küßte ihn, und dankte Gott für die Erhörung des Gebetes; dann aber sprach er: „Nun fasse Dich, als ein Mann, und sage uns in kurzen Worten, wie Du an den furchtbaren Kranken gekommen bist, und wie es jetzt eigentlich mit Dir steht." — „Vater!" entgegnete Freimund, „ich fand ihn in den unterirdischen Gewölben einer alten Villa; und da ich mich vor ihm und seiner Larve entsetzte, sprach er mich freundlich an, und führte mich durch wunderliche Gänge zu einigen so herrlichen Steinbildern, als ich droben nimmermehr wahrgenommen hatte. Und so band er mich erst durch die Kunst an sich fest, und durch sein

reiches Wissen von dem fröhlichen Leben der alten Griechen. Und dann ermahnte er mich zu solch' einem fröhlichen Leben selbst, Gold, mehr, als ich begehrte, in meine Hände schüttend, und mehr, als ich zu verbrauchen wußte. Aber auch diese verderbliche Kunst lehrte er mich bald; ich ward der weichlichste und begehrendste Schwelger in Rom, und ungenügsam in der äußern Welt umher taumelnd, begann ich an die Pforte der Unsichtbaren zu klopfen, nicht, daß sie mich erleuchte, sondern daß sie mir diene. So hatte mich nun der furchtbare Führer ganz in seinen Banden. Ihr habt es wohl gemerkt, Vater, wie er mit gewaltigen Geistern in Verbindung steht; da sollte denn ich der Theilhaber aller seiner Geheimnisse werden, und in seiner Geleitschaft den Menschen und der Natur gebieten, wie es die griechischen Götter vor Zeiten gethan." — Der Vater kreuzte sich und den Sohn, und sagte: „Das heißt wohl recht, in eigner Kraft vom Tempel fliegen wollen." — „Nun sollte ich noch erst Alles von mir werfen," sagte Freimund, was mich an Deutschland und Aeltern und Christenthum festhielt. Bis dahin, hieß es, müsse ich ein Diener bleiben, und in saturninisch dunkler Farbe einher gehen, und den häßlichen Namen Nigromarte führen. Sei aber die Probezeit um: so solle ich einen schönen Götternamen erhalten und selbst ein wunderschöner Jüngling werden, und auch mein Führer könne sich dann verjüngen, und — der Larve nicht mehr bedürfend — die Schrecken von seinem Antlitze abstreifen, welche einstmalen eine verunglückte Beschwörung drüber hingeschleudert hat.

Zur entsetzlichen Prüfung kamen wir in diese gute Stadt: ob ich wohl vom frechen Witze genugsam besessen sei, um Vater und Mutter und Heimath unter fremder Gestalt zu verhöhnen; und dann sollte ich dem Allertheuersten, an den die klugen Heiden nicht glauben, auch noch entsagen. — O Gott sei Preis! der den Furchtbaren auf das Krankenlager warf, und so die Weihung, nach der ich hintaumelte, zu nichte machte." Und wieder sank er betend nieder, und Vater und Braut beteten stillfreudig mit ihm. Dann erhuben sich alle Drei. — „Führe die Braut nach Hause," sagte Meister Helfrad, „stelle sie der Mutter vor, und erzähle der Alles." — „Ach!" seufzte Freimund, „wenn man der frommen, weichmüthigen Frau doch nur den Jammer verschweigen dürfte!" Aber der Vater sprach sehr ernst: „Wahrheit ist nicht nur gut Ding, mein Sohn, Wahrheit ist auch das allerbeste Ding; denn ohne die Wahrheit giebt es keine Liebe." — Freimund neigte in demüthiger Ergebung sein Haupt, und wandelte an Engels zarter Hand, von Engels lieblichen Tröstungen gekühlt und ermuthiget, heim; Meister Helfrad ging zu seinem Kranken. Mit ernstem Angesichte trat er vor dessen Bette, sprechend: „Ich habe meinen Sohn wieder zu mir genommen, Herr! Es wäre schon früher geschehen: aber ich erfuhr erst eben, daß er in Euren Diensten stand. Macht Euch also auf diesen Diener keine Rechnung mehr." — Und damit fing er an, Salbe und Trank zu bereiten, wie gewöhnlich, und aufzulegen und einzugeben, als ob weiter nichts vorgefallen sei. Der Verlarvte zit-

terte heftig. Endlich brachte er die Worte heraus: „Und willst mich nicht verlassen? und willst mich dennoch heilen?" — „Ei," entgegnete Meister Helfrad, „was ist da noch zu fragen? Bin ich ja doch von Gott und meiner Obrigkeit zum Arzte verordnet." — Der Kranke seufzte schwer, und drückte seines Pflegers Hand. Dann fing er wieder an: „Hat Dir Nigro —" „Das verbitte ich!" fiel der Meister ernsthaft ein; und jener sprach, sich verbessernd: „hat Dir Freimund verrathen, wer ich bin? Ihm bindet doch ein ernster Eid die Zunge." — „Versteht sich, daß er ihn hält," entgegnete der Meister, „und daß mein Sohn doch sein Umwenden nicht gleich mit einem Meineide begonnen haben wird." — „Ich will es Dir anvertrauen, wenn Du es gebeutst," sagte der Kranke, „und Du wirst erstaunen. Ach! aber es geht mir schwer über die Lippen." — „Gebt Euch kein Mühe," erwiederte Meister Helfrad, „ich bin eben nicht neugierig, und Gott verhüte, daß ich Euren Zustand irgend erschweren sollte." — Dann eilte er nach Haus, und fand den Sohn in den Armen der weinenden, verzeihenden Mutter und der überseeligen Braut. Bald darauf nahm der verständige Hausvater Frau Gertraud bei Seite, und bat sie ernst, ihrem Kinde die Haltung jenes Eides nicht durch Fragen zu erschweren. „Denn," sagte er, „Du hörest wohl bisweilen gern etwas Neues, und das wieder eingepflanzte Bäumlein mag kaum noch recht feste Wurzel geschlagen haben. Ueber Jahresfrist, hoffe ich, sollst Du ihn fragen, so viel Du willst."

Meister Helfrad's Hoffnung betrog ihn nicht. Die altdeutsche Liebe und Kraft in Freimund's Herzen gewann bald ihre ehemalige feste Herrschaft wieder, noch gestählt durch die Versuchungsstürme, welche sie hatte zu Boden kämpfen müssen. Eine schönere Prüfungszeit bestand jetzt der Jüngling unter den Augen der Aeltern um Engels Besitz, und die treue altväterliche Kunst leuchtete auch ihrerseits dem wiedergekehrten Sohne mit himmlischer Erquickung vor.

Derweile war der Verlarvte von seiner Krankheit genesen, und als ihn Meister Helfrad entließ, und ihm viele fromme Warnungssprüche mit auf den Weg gab, hörte er sehr geduldig zu, und sagte endlich leise und scheu: „So glaubt ihr denn wirklich, daß ich noch zu retten bin?" — „Warum nicht?" entgegnete Meister Helfrad; „der alte Gott lebt ja noch." — Da bat ihn der Genesene demüthig, ihm Vergunst zu verschaffen, daß er in einem Kloster, hier in der Stadt, Pönitenz thun möge. Freilich die Larve müsse er vorbehalten, denn sein Antlitz sei allzu gräßlich; — auch funkelten wieder die glührothen Augen so seltsam durch, daß Meister Helfrad wider alle Gewohnheit die seinen niederschlug; — so wünschte er auch seinen Namen verhehlen zu dürfen, auf daß nicht die Furcht der Klosterbrüder dadurch allzu sehr gereizt, oder auch vielleicht eine unzeitige Neugier erweckt würde, wegen vieler seltsamen Geheimnisse in seinem und noch eines Andern Leben. Meister Helfrad versprach zu thun, was er könne, und richtete auch in Kurzem Alles nach

den Wünschen des Verlarvten ein. Aufgenommen in die heiligen Mauern von Mariahülf, that nun dieser eine so innige und strenge Buße, daß er allen Bewohnern des Klosters, wie anfänglich zum Grauen, so nachher zur Erbauung gereichte. Auch wurde seine Stimme immer milder, das Leuchten seiner Augen immer weniger furchtbar, ja endlich anmuthig freundlich. Da sagte einstmalen der Abt im vollen Convente zu ihm: „Büßender, mir verkündet es der Geist, daß Deine Sünden Dir vergeben sind, auch daß Dein Antlitz wieder ein menschliches geworden ist, und Du es nicht fürder unter dieser entsetzlichen Larve zu verstecken brauchst. Deshalben gebiete ich Dir, thue die starre Umhüllung von Dir." — Der Büßende neigte sich demüthig, des Abtes Gebot vollziehend, und ein himmlisch lächelndes Greisen-Antlitz leuchtete den erstaunten Brüdern entgegen. Da priesen alle zusammen Gott, nahmen den Erretteten in ihre fromme Gemeinschaft auf, und nannten ihn Bruder Redivivus.

Freimund lebte indessen an Engels Seite, nach abgelaufener Prüfungszeit mit ihr verehlicht, ein seeliges Leben, und als er den Bruder Redivivus zum ersten Male bei einer Prozession sah, und erfuhr, wer er sei, schwand auch der letzte Schatten aus seinem Dasein. Es war ihm, als habe nun erst auch er völlige Vergebung seines Fehls erlangt, und er malte Redivivus Bild so lebendig und liebevoll, daß es das Meisterstück seines weitgepriesenen Pinsels ward. Nach drei Jahren, als eben Freimund und Engel ihr erst-

gebornes Söhnlein von der Taufe zu Hause trugen, die ehrbaren Aeltern dabei, begegneten sie dem Leichenzuge des Bruders Redivivus. Er war sanft im Herrn entschlafen, und der Taufzug wandte sich, und Meister Helfrad und Gertraud, Freimund und Engel und ihr hold lächelnder Säugling begleiteten allzumal den versöhnten Gestorbenen zur Ruhe.

Leute, die lange nachher das Bild des Meister Wagner, der Doctor Faustus Zauberschüler gewesen, zu Gesicht bekamen, wollten eine große Aehnlichkeit mit Freimund's Gemälde vom Bruder Redivivus bemerken, nur daß jenes wie ein abwärts sinkender Dämon, dieses wie ein aufsteigender Cherub anzusehen war.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fouqué, Friedrich de La Motte-,

Ausgewählte Werke

Bd.: 9

Halle 1841

P.o.germ. 385 h-9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10108153-1